



Berlin, den 5. Februar 1900.

## Transvaal.

Wenn ein englischer Rante eines Tages die Geheimgeschichte des südafrikanischen Krieges schreibt, wird er vielleicht bündig feststellen können, welches münzbare Interesse die weitverzweigte Familie Chamberlain an diesem Krieg hatte, vielleicht auch, welche Summe der vom Türkenhirsch nicht mehr subventionirte Erbe der englischen Krone gerade der Firma Bernher Veit schuldete, als er, gegen den Rath des sachverständigsten Heerführers, in die Bahn der Gewaltpolitik drängte. Einstweilen sind wir auf Vermuthungen angewiesen und müssen uns vor dem thörichten Wahn hüten, daß reife Politiker vom Schlage Salisbury's und Balfours sich von dem ledigen Kolonialminister zu bloßem Handlangerdienst bingen ließen. Und wir müssen auch nüchtern prüfen, was in Südafrika eigentlich geschieht. Noch wanken die Grundmauern der britischen Macht nicht, noch ist nur das englische Prestige empfindlich erschüttert. Ein großes Welthaus, das in allen Erdtheilen Niederlassungen hat, kann sich ohne Lebensgefahr von Zeit zu Zeit sogar den überflüssigen Luxus einer Riesendummheit gestatten. Ein solches Welthaus ist England; seine Dummheit bestand darin, daß es, statt geduldig zu warten, bis die reife Frucht ihm in den Schoß fiel, einen Kapitalistenkrieg mit den Waffen früherer Tage anzufechten versuchte. Es konnte die Buren aushungern, mit moderneren Mitteln, als die holländischen Eroberer sie einst anwandten, um in dem selben Lande die Kaffern zu bewältigen; aber es durfte nicht daran denken, seine unzulängliche Armee in kleinen Bruchtheilen nach einem Gebiet zu senden, das selbst einem viel besser geschulten Heer recht ernste Schwierigkeiten bereiten würde. Immerhin eilt der Glaube, mit Englands Weltmacht gehe es schon zu Ende, den Thatfachen weit voraus. Moderne Kriege entscheidet nicht der persönliche Muth, nicht die straffe Disziplin, nicht

einmal die strategische Gesichtlichkeit; nur der größere Reichtum giebt hier den Ausschlag. Das klingt traurig, ist aber wahr; und da England viel mehr Geld hat als die Burenrepubliken, wird es vielleicht doch schließlich noch ans Ziel kommen. Ganz ohne Wirkung kann das Schauspiel völliger Hilflosigkeit freilich nicht bleiben und dieser Gedanke bedrückt die klugen Briten wohl mehr als die Trauer um ein paar tausend getödete Miethlinge. . . Da für irgend einen anderen politischen Vorgang in diesem Augenblick kaum ein Interesse zu wecken ist, sei hier der — vor den letzten englischen Niederlagen geschriebene — Brief eines Deutschen mitgeteilt, der seit Jahren im afrikanischen Süden lebt, die Stimmung der einzelnen Stämme kennt und über die wirtschaftlichen Verhältnisse lehrreiche Aufklärungen zu geben vermag:

„Der Gang der Ereignisse in Südafrika hat, so wenig überraschend er für den Kenner der hiesigen Zustände ist, in Europa sehr verschiedenartige Gefühle und Kommentare hervorgerufen. Allerlei Interessentenpolitiker, Kapitalisten mit ihren einseitigen Handelserfahrungen in den großen Städten und Hafensplätzen Südafrikas, Touristen, die ihre oberflächlichen, während eines dreimonatigen Reisebummels durch die Kapkolonie und die Burenrepubliken gesammelten Beobachtungen um Alles in der Welt gern gedruckt sehen, Kompilatoren-Wätzerische, die nie über Rixdorf oder Pantow hinaus kamen, aber stolz, auf Grund ‚aktueller‘ Parforce-Geschichtstudien, ihre ‚Kritik‘ Transvaals und seiner Zukunft in Brochuren oder gar Büchern zusammenfassen, schneiden an der neuen Karte Südafrikas bereits mit einem Eifer herum, der auf uns hier unten zwar nur erheitend wirkt, für das Publikum daheim aber doch seine Gefahren haben könnte, wenn nicht ein Theil der ernsteren deutschen Presse der egoistischen Weisheit dieser Spezies von Afrika-Gemüthsmenschen den gesunden Menschenverstand eines selbstbewussten Nationalismus entgegensetzte.

Es handelt sich hier um sehr viel größere Dinge als um die Erfüllung des Utländer-grievances, deren Erwähnung jetzt selbst einem hartgefotenen Zingo nur noch ein mitleidiges Achselzucken entlockt, um sehr viel mehr auch als um die Frage, ob der deutsche Kaufmann in einem Südafrika unter britischer oder Afriländer-Flagge mehr Chancen für seinen Geldbeutel haben wird. Dieser Kampf, dessen Analogie mit dem Befreiungskrieg der nordamerikanischen Union zutreffend hervorgehoben wird, ist nur die Einleitung zu jener großen Völkerbewegung, die, in einem entschieden antikapitalistischen Gefühl wurzelnd, im modernsten Sinne sozial ist und unaufhaltsam zur Bildung einer vernünftig sozialen südafrikanischen Union drängt. Es ist ein Freithum, zu glauben, daß das Britenthum Südafrikas in seiner Majorität imperialistisch gesinnt sei. Ich spreche hier natürlich nicht von den Zugvögeln, die sich das Land für einige Zeit ansehen, in den Minencentren schnell und mühelos zur Wohlhabenheit zu kommen hoffen, aber von vorn herein nicht die Absicht haben, ihr Leben hier zu beschließen, sondern von den wirklichen settlers, die durch Familienbände, die Natur ihrer Geschäftsverhältnisse und die ernste, eifrige Beteiligung an der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung Südafrikas ihren Entschluß, wirkliche Südafrikaner zu werden, betätigt haben. Diese settlers aber, zum Theil selbst Farmer, zum größeren Theil

freilich Industrielle, Beamte und Handwerker, bilden mit der holländischen Farmerbevölkerung den Grundstock der im heutigen sozialen Sinne arbeitenden Bevölkerung. Sie hat seit Jahren schon in passivem Gegensatz zu der Drohnenbevölkerung der fluktuirenden Kapitalisten und Minenspekulanten gestanden, in sehr bemerkenswerthem Umfang sich aber seit Beginn des jetzt wüthenden Krieges zu thätigem Widerstand gegen das vom „Speaker“ als „internationale Oligarchie von Spekulanten“ gebrandmarkt Schmaropethum herausgearbeitet und es ist interessant, zu beobachten, wie sich ein großer Theil der vor drei Monaten noch in das rhodesische Horn blasenden kapkolonialen Presse mehr und mehr dieser sozialen Frontveränderung anpaßt. Das imperialistische Prinzip der britischen Regierung konnte für Südafrika — und wenn nicht alle Anzeichen täuschen, auch für die übrigen britischen Kolonien, besonders für Australien — seinen unglücklicheren Händen anvertraut werden als denen Chamberlains und hier speziell seines Vertrauensmannes, des Gouverneurs Milner. Als das Ministerium Schreiner sich in diesem vom imperialistisch ladirten Großkapitalismus leichtfertig herausgeschworenen Kriege auf den amnoch maßgebenden streng konstitutionellen Standpunkt stellte, um die Kapkolonie im Felbzuge nicht zu engagiren, und als Schreiner, persönlich nichts weniger als ein Anhänger der imperialistischen Expansionspolitik, sich willig vom Gouverneur auf seinen Premierposten festbannen ließ, hat er der wachsenden antiimperialistischen Strömung nur um so freiere Bahn geschaffen, da der Verlauf des Krieges die Unzulänglichkeit der britischen Machtmittel, jener Ausdehnungsmantie den unerläßlichen realen Rückhalt zu gewähren, bewiesen hat und wahrscheinlich noch deutlicher beweisen wird.

Schon jetzt ist man in der Kapkolonie allgemein darüber klar, daß für den herbeigeführten Ruin alles geschäftlichen Wohlstandes auf Ersatz vom britischen Mutterlande aus nicht zu rechnen ist. Vielfache, auf General Bullers Verheißung von Kompensationen für geschädigte lokale Einwohner ergangene Anfragen der Presse, von Privatleuten und Gesellschaften, an wen man sich denn für diese Kompensationen zu halten habe, sind von Militär- und Civilbehörden mit viel sagendem Stillschweigen aufgenommen worden. Was Wunder, daß sich die Grund und Heerden besitzende Bevölkerung nüchternen Erwägungen hingiebt als dem Hirnge spinnten von einem nach Englands Sieg und der Annektirung der Burenrepubliken zu erwartenden Aufschwung (boom), der doch nur der ohnehin reich genug gebliebenen Spekulantenclique zu Gute kommen und keine stabilen Werthe für die Farmer und die Handwerker-Klasse schaffen würde, denen außerdem durch das von der Ringpresse verheißene „kolossale Zuströmen neuer weißer Einwanderer“ eine Konkurrenz in Aussicht gestellt wird, für die hier die einfachsten Lebensbedingungen nicht vorhanden sind.

Es ist schier unbegreiflich, was Alles diese politischen Phantasten — die zum Theil freilich etwas weit Schlimmeres, nämlich bewußte Betrüger sind — von der nach Begründung des Imperial Dominion of South Africa zu erwartenden Herrlichkeit des Landes zusammenfassen: Rhodesia soll als Glied dieses Dominiums durch die wirksamere Nachhilfe imperialistischer Machtfülle „aufgeschlossen“ werden, — und Jedermann weiß, daß Rhodesia bankrott ist, weil es dort nichts „aufzuschließen“ giebt. Transvaal soll in zahlreiche kleinere Farmen parzellirt werden und seinen Bedarf an Palmfrüchten selbst hervorbringen; will man etwa,

wie es allerdings die chauvinistische Presse Natal's vorschlägt, die jetzigen Eigenthümer der Farmen expropriiren? Man prahlt mit Meliorationen, Irrigationen, Aufforstungen, — und das Alles ist gewiß recht schön und wünschenswerth, nur vergißt man, daß in der Kapkolonie selbst noch ungeheure Provinzen vergebens auf die allerbescheidenste Regierungshilfe zur Hebung der Landwirtschaft harren und daß man nach diesem Milliarden kostenden Krieg nicht in einigen Jahren hervorzubringen wird, was man im eigenen Hause in hundert Jahren nicht zu Stande bringen konnte.

Woher denn, so ist immer wieder zu fragen, sollen die Mittel kommen? Das Grand Hotel in Kapstadt, hier nur noch Hotel Jerusalem genannt, halte neulich von dem Gescheh seiner Millionär-Inassen aus Johannesburg wieder, als die Nachricht kam, daß die Regierung in Pretoria neuerdings — Das heißt: seit Ausbruch des Krieges — die Minen tüchtig besteuert habe, und die Cape Times nannten diese Maßregel eine ‚Schurkerei‘. Wird sich eine Regierung, deren Mitglieder und Hintermänner so stark an den Rand-Shares theilhaftig sind wie Chamberlain und die sogenannte höchste englische Aristokratie, die Finger dadurch verbrennen wollen, daß sie Paul Krügers Steuerschraube übernimmt oder womöglich noch fester andreht? Sie wird sich hüten, so dumm zu sein; und wir wissen hier heute schon ganz genau, daß für die Kosten der Durchführung aller jener Haaberpläne keineswegs die Großkapitalisten, sondern wir Steuerzahler der produktiven Klassen aufzukommen bestimmt sind. Die Bevölkerung der Kapkolonie aber bebaukt sich bestens für diese Aussicht, wie sie auch für eine Heranziehung zu den Kriegskosten nimmermehr zu haben sein wird.

Uebrigens: die Lage und die Aussichten auf dem Kriegsschauplatz sind zunächst so, daß an einen entscheidenden Sieg Englands über die Buren nicht zu denken ist. Man hört es selbst von Militärs hier schon aussprechen, daß es eigentlich nur noch um die Ehre geht. Englands Truppen, von denen die Hälfte allein für Stappenzwecke und zur Niederhaltung der überall drohenden Afrikaner-Aufstände in der Kapkolonie nothwendig ist, reichen weder der Zahl noch der Qualität nach aus, um das ausgezeichnet bewaffnete, vortrefflich geführte und — trotz allen englischen Lügen! — noch für viele Monate genügend verproviantirte Burenheer aus seinen starken Bergverschanzungen herauszutreiben. Die britischen Truppen sind durch die fortwährenden schweren Niederlagen aller ihrer Generäle bereits stark entmuthigt und demoralisirt; die besten von ihnen sind in diesen ersten drei Kriegsmonaten geschlagen; und was jetzt noch herausgeschickt wird, ist schnell zusammengesuchter Ausschuß. England ist gar nicht in der Lage, einen Jahre lang dauernden Krieg in Südafrika führen zu können. Die tapfere Haltung und die Erfolge der Buren haben obendrein auch die Afrikaner der Kapkolonie aus ihrer anfangs brobachtetten Possivität aufgerüttelt und es ist eine Thatsache, daß die Afrikaner sich still, aber eifrig rüsten, um einer etwa beabsichtigten Massenerdrückung der Republiken mit bewaffnetem Widerstand gegen die britischen Truppen zu begegnen. England wird daher, wenn ihm das Kriegsglück nicht in allernächster Zeit überwältigende Erfolge in den Schoß wirft, um der Ehre der Armee willen nur so lange labiren, bis es sich einigermaßen mit Anstand aus der heillosen Klemme herausziehen kann, und es wird schließlich froh sein, die Kapkolonie und Natal für sich retten zu können, wogegen die Republiken unter der Garantie der Unabhängigkeit politische Reformen zugestehen werden.

Das aber bedeutet, wie man sich hier schon längst nicht verhehlt, keine dauernde Beilegung der Völkerkrisis, die nur durch eine Vernichtung der britischen Armee im Burenkrieg jetzt schon herbeigeführt werden würde. Der seit Monaten tobende Kampf, der in hohem Maße nicht nur die kriegerischen, sondern auch die civilisatorischen Tugenden der Buren gezeigt hat, wird mit den Vorurtheilen der nicht-britischen Welt gegen dies hervorragend zur Staatenbildung geeignete Pioniervolk Südafrikas aufzudamen und dieser Nation selbst ein Sporn sein, fortzuschreiten, — nicht im Sinne eines öden Kapitalismus, sondern im Sinne der agrikulturnellen Bestimmung Südafrikas. Transvaal, seit seinem Bestehen von England in unerhörter Weise drangsalirt und aus einer Krisis in die andere geworfen, bedarf nur der Ruhe und wünscht diese Ruhe, um sich in kurzer Zeit zu einem blühenden Staat zu entwickeln, wie es der Oranjestreitstaat in muster-giltiger Form ist. Südafrika ist ohne die Buren, die es erst kolonisirten, gar nicht denkbar; Heloten, zu denen ein bramabarstrender Jingoismus sie degradiren möchte, mögen in Großbritannien neben dem alles kräftige Mittelstandsbasein erziehenden Großgrundbesitz vegetiren, aber hier haben wir, von der rhodesischen de Beers-Company abgesehen, glücklicher Weise keine Landkönige und wissen, daß der bedächtlich vorrückende, solide Ochsenwagen im Staatswappen Transvaals noch für viele Jahrzehnte das Wahrzeichen der Entwicklung Südafrikas bleiben wird.

Die schon vorhin flüchtig charakterisirte fest ansässige britische Bevölkerung aber wird auf die Dauer der Bildung der Union und einer gemischten Afrikanerbevölkerung von der Einseitigkeit, wie es die nordamerikanische geworden ist, nicht widerstehen. Die Rassegegensätze zwischen Britisch und Holländisch haben früher nicht in der heutigen Schärfe bestanden. Der Haß des Buren gilt dem imperialistischen britischen Eindringling, aber nicht dem seit Jahren mit ihm lebenden, mit ihm Geschäfte treibenden und häufig auch sich mit ihm verschwägenderen, zum Südafrikaner gewordenen Briten. Darum bewahre uns der Himmel vor dem in Aussicht gestellten Einstromen neuer britischer Elemente mit ihren angeblich reformerischen, thatsächlich aber destruktiven Tendenzen. Die bestehende arbeitende Bevölkerung des Landes ist bei ihrer gesunden Selbstergänzung vollauf im Stande, die Vereinigten Staaten von Südafrika selbst zu begründen, und sie wird in dem selben Augenblick dazu schreiten, wo dem erobrerungsfüchtigen Großbritannien noch deutlicher als jetzt schon die Ohnmacht seiner Exekutivmittel zum Bewußtsein gebracht werden wird. Da aber die weiße Bevölkerung zu zwei Dritteln holländisch (dutch) ist und bleiben wird, so werden die Vereinigten Staaten von Südafrika dutch sein und die Briten werden sich nolens volens damit abzufinden haben."

Ganz so weit sind wir leider noch nicht. Zwar ist kein Zweifel mehr daran möglich, daß England für einen Territorialkrieg gegen gestittete Völker militärisch nicht gerüstet ist. Aber die Königin hat, unter dem Beifall des stärksten Theiles der Nation, in der Thronrede eben gesagt, der Krieg müsse um jeden Preis sieghaft beendet werden; und da Großbritannien jeden Preis zahlen kann, wird der Betrachter ausschweifende Hoffnungen noch nicht hegen dürfen.



## Vor fünftausend Jahren.

Die Kulturentwicklung der Menschheit liegt nur zu einem bescheidenen Bruchtheil klar vor unseren Augen, während zahllose Generationen unserer Vorfahren geringe oder gar keine Spuren von ihrem Thun und Treiben hinterlassen haben. Bei den amerikanischen Völkern verstummt jede weitere Kunde schon, wenn wir bis zum Beginn des Mittelalters zurückgehen; fragen wir nach den Geschicken unseres eigenen Volkes, so schweigt selbst die Sage, sobald wir den Anfang unserer Zeitrechnung um ein Kleines überschreiten; Dunkelheit bedeckt Italien und seine Bewohner, wenn wir in das achte Jahrhundert vor Christi Geburt hinaufsteigen; denn was uns die sogenannten Terramaren Oberitaliens, Pfahlbauniederlassungen aus der Bronzezeit, lehren, ist zu wenig, um ein irgendwie klares und vollständiges Bild der damaligen Zeit zu geben. Ungefähr eben so weit reicht unsere Kenntniß der griechischen Kultur. Das heißt: der wirklich griechischen, die sich nach der gewaltigen Umwälzung der dorischen Wanderung in stetiger Entwicklung aufgebaut hat. Etwas weiter hinauf, bis ins sechzehnte Jahrhundert, gelangen wir mit der mykenischen Epoche, der Epoche der homerischen Helden, die auch in der homerischen Dichtung im Allgemeinen noch zutreffend geschildert wird, obgleich diese Dichtung schon mehrere Jahrhunderte jünger ist. Das ist aber auf griechischem Boden die älteste Kultur, von der uns, dank Schliemanns und Dörpfelds erfolgreicher Arbeit in Mykenä, Tiryns und Troja, erhebliche und werthvolle Ueberreste bekannt sind. Was wir auf griechisch-kleinasiatischem Gebiet von den vorhergehenden Perioden wissen — in Troja und Cypern führen nothdürftige Spuren bis in das dritte Jahrtausend —, beschränkt sich im Wesentlichen auf Töpferarbeiten und primitive Werkzeuge. Besser steht es mit den altbabylonischen Resten, die bis über das Jahr Dreitausend zurückweisen und der vollständigeren Erforschung vielleicht noch eine reiche Ausbeute vorbehalten. Vorläufig geben aber auch sie kein zusammenhängendes Bild. Nur ein Land der Erde ist es, dessen geschichtliches, kulturelles und künstlerisches Werden wir über einen Zeitraum von fünftausend Jahren hin fast lückenlos vor uns ausgebreitet sehen: Egypten. Hier vereinigten sich günstige Umstände aller Art, um uns eine fast unübersehbare Reihe von Denkmälern verschiedener Gattung zu erhalten. Jahr für Jahr entsiegen den geheimnißvollen Gräbern immer neue Kunstwerke und stellen uns die reiche Kultur des Pharaonenlandes im dritten Jahrtausend vor Christus anschaulich und greifbar vor Augen, während Nacht und Schweigen die Völkergeschichte der übrigen Welt in dieser Zeit umhüllt.

Bekanntlich ist unsere Kenntniß der politischen Geschichte Egyptens auf die von den alten Priestern verfaßten Königslisten gestützt, deren Zuverlässigkeit

vor zwei Jahren eine überraschende Bestätigung fand, als de Morgan bei Kafade das Grab des Menes entdeckte, der als erster König genannt wird und dem vierten Jahrtausend vor Christi Geburt angehörte. Schon jene Priester gliederten die gewaltige Pharaonenreihe nach Dynastien, und wenn auch die ersten — etwa achtzehn Dynastien — nur in ihrer relativen Chronologie einigermaßen gesichert sind und in der absoluten Zeitbestimmung starke Unsicherheiten bestehen, so hat doch die Wissenschaft nichts Besseres thun können, als jene Dynastiengliederung beizubehalten und ihr die gesammte kulturgeschichtliche Entwicklung einzuordnen. Zu besserer Uebersicht fasst man dann gewisse Dynastiegruppen wieder in „Reiche“ zusammen und theilt die ersten elf Dynastien dem Alten Reich (4000? bis 2200) zu, die zwölfte bis sechzehnte dem Mittleren (2200 bis 1800) und die siebenzehnte bis zwanzigste dem Neuen Reich, das um 950 vor Christus endet und also ungefähr der mykenischen Periode in Griechenland entsprechen würde. Der Anschluß an die gesicherte Geschichte erfolgt mit der sechsundzwanzigsten Dynastie (Psammetich) im siebenten Jahrhundert; und die einunddreißigste Dynastie führt endlich zu Alexander dem Großen. Versucht man, auf Grund der vorhandenen Kunstdenkmäler in flüchtigen Umrissen ein Bild der künstlerischen Leistungen vor etwa vier- bis fünftausend Jahren zu entwerfen, so hat man es nur mit dem Alten und dem Anfang des Mittleren Reiches zu thun; das Neue Reich ist politisch der Höhepunkt der ägyptischen Herrlichkeit; es ist die Zeit, da die großen Eroberer aus der neunzehnten Dynastie, die Sethos und Ramses, ihre Herrschaft bis tief nach Asien hinein ausdehnten, ist aber in künstlerischer Beziehung, vor Allem auf dem Gebiet der bildenden Kunst, schon erheblich von der bewunderungswürdigen Höhe des Alten Reiches herabgesunken. Unter den vielen Räthseln, die uns die ägyptische Kunstentwicklung aufgibt, ist es vielleicht das merkwürdigste, daß ein gesundes, phantasievolles, hervorragend begabtes Volk sich in allerfrühesten Zeit, doch wohl aus eigener Kraft, zu großartigen künstlerischen Leistungen erhebt und dennoch im späteren Verlauf seiner Entwicklung einer totenähnlichen Erstarrung anheimfällt. Langsam, aber stetig geht in einem Zeitraum von zweitausend Jahren dieser von keinem nennenswerthen Aufschwung unterbrochene Prozeß vor sich; nüchterne und einsörmige Schablonisirung tritt an die Stelle der früheren realistischen Frische und Lebenswahrheit, trotz raffinirtester Künstelei der Technik gelangt keine Künstlerindividualität zur erfolgreichen Auflehnung gegen die verknöcherten Regeln priesterlicher Bevormundung und nur auf dem Gebiet der Architektur wird fort und fort Großes geleistet, obgleich auch hier die Aufstüftung ungeheurer Massen höher gestellt wird als die fein abgewogene Harmonie der Glieder.

Am Leichtesten gewinnt man einen befriedigenden Ueberblick über die

Gesamtleistung des Alten Reiches im Museum von Gizeh bei Kairo. Zwar enthalten auch die Museen von Berlin und Wien eine stattliche Reihe von Kunstwerken aus jener Zeit, aber die im ehemaligen Harem des Khedive aufgestellte Sammlung ist doch ungleich reichhaltiger und werthvoller. Eine erstaunlich große Zahl von Kunstzeugnissen und Alterthümern aller Art ist in diesen Sälen, Zimmern, Korridoren und Höfen aufgehäuft und mehrerer Tage bedarf es, um auch nur oberflächlich alles Vorhandene zu besichtigen. Von einundneunzig Räumen enthalten nicht weniger als einundzwanzig nur Werke des Alten und Mittleren Reiches; beinahe Alles stammt ausschließlich aus Gräbern und es ist überraschend, was dort die Jahrhunderte überdauert hat.

In Folge der eigenthümlichen Glaubensvorstellungen der Egyptianer waren Anlage und Ausschmückung der Gräber Gegenstände des größten Luxus; und nicht nur die architektonische Ausgestaltung der Grabpaläste mit ihren zahlreichen Sälen und Kammern, nicht nur die schier unglaubliche Ausdehnung und Mannichfaltigkeit des bildlichen Wand Schmuckes in Gemälden und Reliefs erheischt unsere Bewunderung: vor Allem ist es die auf abergläubigen Ideen beruhende Sitte, dem Verstorbenen die Portraitstatue mit ins Grab zu geben, der wir es verdanken, daß wir eine Schaar von Prinzen und Prinzessinnen, Hofbeamten, Priestern, Richtern und Schreibern in getreuem, meist lebensgroßem Konterfei besigen und daß die vor vielen Jahrtausenden Verstorbenen heute noch körperlich vor uns stehen. Für die Lebenswahrheit dieser Gestalten ist ein Vorgang bezeichnend, dem die berühmte Holzstatue des sogenannten „Dorfschulzen“ ihren Namen verdankt: als sie aus einem Grab der vierten Dynastie bei Sakkara auftauchte, erklärten die arabischen Arbeiter einstimmig, Das sei das Bild ihres Dorfschulz; und wenn man das wohlwollende, rundliche, mild lächelnde Antlitz mit den lebensvollen Augen betrachtet, sieht man gern über die etwas summarische Behandlung der übrigen Körpertheile hinweg. Die ägyptische Kunst ist niemals dahin gelangt, die Eingliederung der Extremitäten in den Rumpf genauer zu studiren, auch die Oberflächenbehandlung blieb immer primitiv — was besonders an Brust und Leib auffällt, wo die Abgrenzung des Unterleibes sowohl nach oben wie nach den Hüften zu völlig vernachlässigt ist —, aber ganz ansehnlich ist die Lebendigkeit des Gesichtsausdruckes, die in den älteren Zeiten nie des individuellen Gepräges ermangelte und eine ganze Scala vom wundervollen Ernst bis zur schelmischen Heiterkeit durchläuft. Dazu trägt besonders die kunstvolle Behandlung des Auges bei. Sowohl bei den Kalkstein- wie bei den Holzstatuen bildet meist ein opalisirendes weißes Quarzstück den Augapfel, ein durchsichtiges Kristallstück dient als Linse und hinter dieser haftet, um die Pupille darzustellen, ein kleiner Silbernagel, dessen helles Flitzern den Schein



des Lebens hervorruft. Die ausgezackten Ränder eines Bronzeplättchens — jetzt leider oft durch Grünspan entstellt — geben die Wimpern wieder, die schwarzen Augenbrauen sind gemalt. Bemalt ist übrigens die ganze Statue. Besonders von den lebensgroßen Kalksteinstatuen, so zum Beispiel des Prinzen Rahotep und seiner Gemahlin aus der dritten Dynastie, des Schreibers aus Sakkara (Zeit der fünften Dynastie), ist kaum hier und da etwas abgeblättert; und in unverminderter Frische strahlt das kräftige Rothbraun des nackten Rumpfes und der Gliedmaßen, im scharfen Kontrast zu dem kurzen, schwarzen Haar oder auch der kunstvollen Perrücke. Die Hüften umschließt ein hellfarbiger Schurz, den rothe, blaue und gelbe Schnüre, die sorgfältig daraufgemalt sind, schmücken. Dieser Schurz liegt meistens eng an und ist zierlich gefältelt, bei manchen Personen aber ist er unförmlich groß und steht in höchst komischer Weise weit vom Körper ab, so zum Beispiel bei dem berühmten Ti, dem wohlgenährten königlichen Oberbaumeister der fünften Dynastie, dem Inhaber des prächtigsten Grabes in Sakkara. Auch Hals- und Brustketten von Gold und edlen Steinen hat der Maler täuschend nachgeahmt. Daß die alten Künstler die Portraitähnlichkeit pfl egten, sieht man auf den ersten Blick; und die realistische Treue, mit der sie auch das Häßliche: große, weit abstehende Ohren, dicke Nasen, den Fettwanst eines alten Mannes, auffallende Brustwarzen einer Frau und Aehnliches, nachbildeten, beweist ihre Gewissenhaftigkeit. Andere Statuen, besonders solche aus Alabaster, Rosengranit und Basalt sind unbemalt. \*) Auffallend schön ist die große Dioritstatue des Königs Chefren, des Erbauers der zweiten großen Pyramide.

Nächst den Statuen sind die Wandreliefs zu nennen, die in zahlreichen Bruchstücken im Museum, noch besser aber in den Grabanlagen an Ort und Stelle, zu sehen sind. Solche Gräber des Alten Reiches sind in großer Zahl über das ganze Land verstreut. Einige von den schönsten und größten hat man nah bei Kairo in Sakkara, der uralten Residenzstadt Memphis, aufgefunden; es sind die Gräber des bereits genannten Ti (fünfte Dynastie) und des Mery (sechste Dynastie). Dieses enthält nicht weniger als einunddreißig Räume, deren Wände sämmtlich mit bemalten Relieffstreifen geschmückt sind. Kaum giebt es eine Seite des menschlichen Lebens, die in diesen Bildern nicht dargestellt wäre! Man sieht in naive realistischer Deutlichkeit alle Einrichtungen des Ackerbaues, der Vieh- und Geflügelzucht, der Jagd, des Fischfanges, des Schiffbaues und der Schifffahrt, der verschiedensten Handwerke und schließlich der Bestattung und des Totenopfers, so daß man eine anschaulichere Vorstellung vom Leben und Treiben der Egyptianer um das Jahr 2500 vor Christi

\*) Hier ist die virtuose Technik zu bewundern, die das harte Material spielend bezwang.

Geburt gewinnt, als Das bei irgend einem anderen Volk, sogar für den Beginn der hell beleuchteten historischen Zeit, möglich ist. Selbst an Genrebildern, wie wir es heute nennen würden, fehlt es in diesen Darstellungen nicht, denn wir sehen mehrfach, wie die Nilchiffer mit Ruderstangen auf einander losprügeln oder wie Flöten- und Harfenspieler, von Taft klatschenden Frauen sekundirt, ein Konzert aufführen. Neben den flachen Reliefs in Kalkstein, die meist mit lebhaften Farben bemalt sind, giebt es auch Freskogemälde auf Stuck; und man begreift nur schwer, daß das famose Bild mit den sechs bunten Gänsen älter als die vierte Dynastie sein soll. Wo bleiben da Zeusis und Parrhasios?

Doch kehren wir noch einmal zur Steintechnik zurück, die sich ferner in Opfertischen, Scheinthären, Stelen und Sarkophagen bethätigte. Mit welcher Kunst sind alle diese Dinge ausgeführt! Die Tische, auf denen die Verwandten des Toten an bestimmten Tagen Ochsenfleisch, Brote, Früchte und Vergleichen niederlegten, die komplizirten Scheinthären, durch die der Verstorbene aus dem Totenreich zeitweilig zurückkehrt, um die Opfergaben zu sich zu nehmen, die Inschrifttafeln mit prachtvollen, tief eingemeißelten Hieroglyphen und die ungeheuren, oft Hunderte von Centnern schweren Särge aus feinstem Basalt und Rosengranit sind vielfach mit bildlichen Darstellungen von peinlichster Sauberkeit bedeckt; eine Unsumme von fleißiger Arbeit steckt darin. Zahllose und nicht selten sehr ausführliche Inschriften geben eine Fülle von persönlichen Notizen; viele davon sind historisch wichtig.

Wenn schon die Anzahl dieser umfangreichen Kunstwerke, die das Museum aufbewahrt, gewaltig groß ist, so sind die Werke der Kleinkunst und des Kunsthandwerkes kaum zu zählen; denn es giebt kaum ein Ding, das die alten Egypter nicht unter Umständen für passend erachteten, um es dem Toten mitzugeben. Im Grabe des Prinzen Emsah fand man zwei regelrecht aufgestellte Kolonnen von reichlich fußhohen Holzsoldaten: vierzig Egypter mit Lanze und Schild und vierzig Neger mit Bogen und Pfeil, die Pfeilspitzen sorgfältig aus Feuerstein gearbeitet; ferner ein ziemlich großes Nilboot mit zwei Kajüten, deren Thüren das Bild des Besitzers tragen.\*) In einem anderen Grabe fand man eine Menge Holzstatuetten von Dienern, Sklavinnen, Bäckern, Töpfern und Landarbeitern, — Alle mit ihren Geräthen und Werkzeugen in voller Thätigkeit dargestellt. Ob eine schöne lebensgroße hölzerne Gans das lebende Opfethier vertreten soll, ist nicht ganz sicher. Keinem Zweifel unterliegt die Bedeutung der vielen Schmuck- und Gebrauchs-

\*) Hölzerne Barken in allen Größen kommen auch sonst vor, eben so zweirädrige Wagen. Das prachtvolle Exemplar eines Prunkwagens von erstaunlicher Eleganz befindet sich in Florenz.

gegenstände, als da sind: Waffen, besonders Dolche und Kampfbeile aus Gold und Silber mit wundervoller eingelegter Arbeit; Amulette aller Art, vielfach Thierfiguren, zum Beispiel Nilpferde und Skarabäen aus Thon, Fayence, Alabaster und Edelsteinen; Trinkhörner, Vasen und Eingeweidekrüge (Kanopen) aus Bronze und Alabaster — diese meist mit Menschenköpfen als Deckeln —; hölzerne Kopfstützen, die eine Höherlagerung des Kopfes unter Schonung der Frisur gestatteten; Ferrücken, einige darunter von kolossaler Größe; Schminkbüchsen und Salbennäpfschen, vielfach von raffiniert feinen und absonderlichen Formen, zum Beispiel ein laufender Hund, der einen gestohlenen Fisch fortzuschleppt, oder ein schlankes schwimmendes Mädchen, dessen vorgestreckte Arme eine Ente tragen: Fisch und Ente sind die Salbenbehälter; endlich Eisenbeinsäcker, Metallspiegel und Haarnadeln (unter diesen solche in Gestalt einer Lotosblume) von reizvollster Mannichfaltigkeit. Das Kostbarste sind aber die herrlichen Goldschmiedearbeiten, die das staunende Entzücken aller Besucher, besonders der Damen, hervorrufen und so kunstvoll ausgeführt sind, daß hervorragende moderne Goldschmiede sich außer Stande erklärten, Dergleichen nachzuarbeiten. Das betrifft weniger die goldenen oder silbernen Gefäße und Schalen, die Ringe und Einsparungen als vor Allem die großen durchbrochenen Brusttaseln, ferner die Diademe, Ohrgehänge, Hals- und Armbänder, deren komplizierte Figuren mosaikartig aus Edelsteinen (Sapir, Lazuli, Karneol, Türkis) zusammengesetzt und von äußerst feinen Goldstreifen eingefast sind. Ähnlich werden auch Fayence und Glasfluß benutzt, deren strahlende Farben mit den Edelsteinen an Frische wetteifern. Ganze Kampfszenen, deren Mittelpunkt irgend ein König ist, sind auf diese Weise höchst geschickt komponirt und mögen die Brust der glücklichen Besitzerin in der That stolz geschmückt haben. Hierbei muß allerdings bemerkt werden, daß diese Meisterstücke im Wesentlichen dem Mittleren Reich, etwa der Zeit 2000 vor Christus, entstammen, also relativ jung sind, während die Mehrzahl der bisher geschilderten Kunstwerke der Blüthe des Alten Reiches angehört, also mindestens fünfhundert bis tausend Jahre älter ist. Trotzdem bleibt es erstaunlich genug, daß man vor viertausend Jahren schon solche Wunderwerke an Geschmack und Feinheit herstellen konnte; und fast noch verwunderlicher ist es, daß diese märchenhaften Schätze uns erhalten geblieben und erst vor vier bis fünf Jahren ans Licht gezogen worden sind, als der verdienstvolle und umsichtige de Morgan die Ziegelpyramiden von Dahschur untersuchte. Denn wenn die Gefahr der Auffindung durch unberufene Schatzgräber in neuerer Zeit auch nicht sonderlich groß gewesen sein mag, weil die aufgehäuften Schuttmassen und Trümmer nur durch systematische, mit reichlichen Mitteln unternommene Arbeit bewältigt werden können, so war es doch sicher ein außergewöhnlich glücklicher Zufall, der diese Prachtstücke vor den

antiken Grabräubern, die natürlich gut orientirt waren und schon um das Jahr 1000 vor Christus höchst erfolgreich geplündert haben, bewahrt hat. Die unterirdische Galerie, die mehreren Prinzessinnen zur Ruhesstätte diente, ist offenbar durchwühlt worden; aber die beiden Holzkästchen, die die Schmucksachen der Prinzessinnen Sathathor und Meryt enthielten und in Vertiefungen des Felsbodens versteckt waren, sind den hastigen Räubern entgangen. Als de Morgan im Jahre 1894 die Galerie aufräumte, kamen diese Schätze, deren Holzumhüllung zu Staub zerfallen war, zum Vorschein. Noch größer war sein Finderglück im folgenden Jahre, als er bei der benachbarten Pyramide zwei völlig unberührte Grabkammern fand; hier ist ein aus Goldfäden geflochtener, mit Edelsteinen zierlich besetzter Blumenkranz, der einst das dunkle Haar der Prinzessin Rhnumit schmückte, zu Tage gefördert worden.

Auch Das war ein fabelhafter Glückszufall, daß es den jüngsten Erforschern Egyptens gelang, den Grabhügel von Deir-el Bahri zu ermitteln, wo eine ganze Reihe von Mumien der Könige der siebenzehnten bis zwanzigsten Dynastie ruhte. Nachdem der Khedive Tewfik sie auszuwickeln befahl, können wir heute die etwas vertrockneten, aber noch völlig erkennbaren charakteristischen Züge der ruhmvollsten Pharaonen prüfen und in Bezug auf die Ähnlichkeit mit den Gesichtern der Portraitstatuen vergleichen. Neben dieser imposanten Reihe von Trägern bekannter Namen übersieht man leicht die Königsmumien des Alten Reiches, die mindestens tausend Jahre älter sind als jene und daher einen noch viel stärkeren Beweis für die Unübertrefflichkeit der alten Einbalsamierungskunst erbringen. Vom König Dnos (fünfte Dynastie) sind noch Bruchstücke da, vom König Merentre (sechste Dynastie) ist die ganze Mumie wohl erhalten vorhanden; und eine königliche Dame der ersten Dynastie zeigt einen eingesunkenen, aber sonst ganz unversehrten Leib, dessen Tätowirung mit blauen Punktzeihen einen Rückschluß auf ihre Pauschheit gestattet, die auch durch den braunen, in viele kleine Löpschen geflochtenen Haarschopf, die übermäßig großen Halsketten aus Gold, Silber und Glasperlen und die silbernen Fingerringe bewiesen wird.

Was endlich die Leistungen der Baukunst betrifft, so sind nächst den schon erwähnten Grabkammern noch die Tempel und die Pyramiden zu nennen. Von den zahlreichen Tempeln, die das ganze Land bis über den zweiten Katarakt hinauf schmücken, sind nur wenige älter als das Neue Reich; aber wir kennen einige schlichte Tempelanlagen, deren Verbindung mit den Pyramiden und daraus zu folgernde Zugehörigkeit zum Alten Reich feststeht. So war der schöne Granittempel bei Gizeh offenbar der Kultraum der zweiten großen Pyramide und ihrem Erbauer, dem König Khafre (Chefren) der vierten Dynastie, geweiht.\*) Die Anlage ist einfach und doch imposant;

\*) Man fand darin eine ganze Reihe von Statuen dieses Herrschers.

zwei längliche Pfeilersäule bilden sozusagen Längs- und Querschiff und Galerien und Kammern schließen sich in klarer Gliederung an. Das Material ist ein sehr harter Granit, vielfach mit prachtvoller Marmorverkleidung; die Verarbeitung ist außerordentlich schön. Was die Baumeister des Alten Reiches im Pyramidenbau geleistet haben, ist weltbekannt; die größten und schönsten, die von Königen der vierten Dynastie errichtet wurden, liegen so nah bei Sairo, daß selbst der flüchtige Vergnügungreisende sie nicht unbefucht läßt. Man zählt aber bis nach dem Fayum hinauf, also auf einer Strecke von etwa vierzig Kilometern, fünfzig Pyramiden, von denen wohl nur einige, die in Ziegeln aufgeführt sind, dem Mittleren Reich angehören, während mehrere der Kalksteinpyramiden noch erheblich älter sind als die drei bekannten Kolosse von Gizeh. So giebt es zwei Pyramiden vom König Snofru, dem Vorgänger des Khufu (Cheops); neben der einen ist noch der Kulktempel zu erkennen, wohl das allerälteste Gotteshaus der Welt; und mit der Stufenpyramide des Königs Joser (dritte Dynastie) kommen wir in die Zeit, wo man den Königsgräbern noch nicht die eigentliche Pyramidenform mit schrägen Seitenflächen gab, sondern mehrere immer schmaler werdende Stockwerke aufeinander thürmte. Ein Unikum ist die Knickpyramide, deren Seitenfläche in der oberen Hälfte flacher geneigt ist als in der unteren. Bei diesen Bauwerken ist nicht nur die ungeheure Masse auffällig, die mit ganz einfachen Maschinen bewältigt werden mußte, sondern noch mehr die mathematische Genauigkeit der ganzen Anlage, die geschickte Anbringung der geheimen Gänge und Grabkammern und die musterhafte Sorgfalt der Steinbearbeitung. Die riesigen Kalksteinblöcke, die die inneren Hohlräume auskleiden, sind bisweilen so akkurat gefügt, daß man keine Nadel in die Zwischenräume schieben kann.

Seit dem Jahre 1894 häuften sich die Funde, die man mit wachsender Sicherheit der Zeit der beiden allerersten, bisher vielfach für mythisch gehaltenen Dynastien zuschreibt; man hat Begräbnißstätten entdeckt, die die bis dahin klaffende Lücke zwischen der Zeit der großen Pyramiden und der ausgehenden Steinzeit ausfüllen und sogar diese selbst in ungeahnter Weise erhellen. Werkzeuge, Pfeilspitzen, Lanzen und Messer aus Feuerstein, feiner fast als die in Dänemark gefundenen, rothbraune schwarzrandige Töpfe mit Mustern von Menschen, Thieren und Schiffen, Schieferplatten zum Zerreiben der Augenschmink, Amulette und Kleiderreste, endlich aber die in Egypten sonst ungebräuchliche „embryonale“ Stellung der Leichname (die Hände vor dem Gesicht, die Knie hochgezogen) liefern den Beweis, daß die neolithische Periode auch in Egypten geherrscht hat, — allerdings viel früher als anderswo. Und wie viel Amélineau 1896 bei Abydos durch unverständiges Vorgehen auch verdorben haben mag, so steht doch fest, daß die von ihm aufgedeckten Gräber solche von fünf Königen der ersten oder zweiten Dynastie sind, die bald nach jener

jüngeren Steinzeit herrschten. Die wichtigste der neuen Entdeckungen ist aber die schon erwähnte de Morgans. Er fand 1897 ein gewaltiges, aus ungebrannten Ziegeln frei erbautes Königsgrab, dessen Inhaber durch die mit dem Siegelcylinder des Besitzers versehenen Thonstöpsel der darin befindlichen Bierkrüge ermittelt werden konnte. Der betreffende Name *ehs* ist aber nicht der Geburtsname des Königs, sondern der sogenannte Horusname, der ihm in seiner Eigenschaft als Sohn des Sonnengottes beigelegt wurde; der Geburtsname, den de Morgan glücklicher Weise auf einem Elfenbeinplättchen entdeckte, lautete *Nen*, so daß damit thatsächlich die Existenz des Königs *Nenes*, den die ägyptische und die griechische Tradition als den Gründer der ersten Dynastie bezeichnen, erwiesen ist.

Nachdem einmal die allgemeine Aufmerksamkeit sich dieser Gruppe von Funden zugewandt hat, wird wahrscheinlich noch mehr Licht in die ältesten Regionen der Kulturgeschichte fallen. Daß wir auf diese Weise bis über das Jahr Viertausend vor Christi Geburt hinauf gelangen und schließlich eine fast lückenlose Entwicklung von sechs Jahrtausenden überblicken werden, ist ein Triumph der Wissenschaft, den vor hundert Jahren auch die kühnste Phantasie noch nicht ahnte.

Leipzig.

Dr. Paul Pfizner.



## Ein Ruf nach Gerechtigkeit.

Die im vergangenen Jahre zum Abschluß gebrachte Aufbesserung der Beamtengehälter hat die Hoffnungen der Lokomotivführer unserer preussischen Staatsbahnen nicht erfüllt und dieser Umstand wirkt erklärlicher Weise niederdrückend auf die Beteiligten. Mittlere Betriebsbeamte, die früher in ihrem Einkommen den Lokomotivführern gleichgestellt waren und deren dienstliche Thätigkeit kaum die Anstrengungen und noch weniger wohl die praktischen Erfahrungen erfordert wie die der Lokomotivführer, erreichen heute bis zu siebenhundert Mark mehr Einkommen als Diese. Die nachstehende Tabelle veranschaulicht die Gehaltsstufen:

	Es erhielten seit 1888:	Es erhielten von 1899 ab:	Höchstgehalt erhöht um:
Lokomotivführer	1200—1800	1200—2200	400 Mark
Zugführer	1050—1350	1200—1800	450 „
Station-Assistenten	1500—2000	1500—2700	700 „
Materialverwalter	1500—2100	1500—3000	900 „
Werkmeister	1950—2400	1800—3000	600 „
Bahnmeister	1500—2100	1800—3000	900 „

Dabei muß noch besonders hervorgehoben werden, daß der Dienst der Lokomotivführer in den letzten Jahren in Folge bedeutender Verkehrssteigerungen ein wesentlich intensiver geworden ist; die Verkürzung des Dienstes ist nur eine scheinbare, da in Wirklichkeit zum Mindesten das Selbe geleistet wird wie früher und die Dienstzeiteinteilungen heutzutage so bemessen werden, daß Ruhepausen bei kürzeren Dienstofftagen nicht vorkommen.

Mit Recht wird in der Begründung der dem Abgeordnetenhaus eingereichten Petition gesagt, daß der Zugführer, von dem absolut keine Vorkenntnisse verlangt werden und der überhaupt im Dienst ein relativ beschauliches Dasein führt, fünfzig Mark mehr Zulage erhalten hat als der Lokomotivführer und daß der Station-Assistent, der seine hauptsächlichste Dienstzeit bei der Truppe verbringt und dessen Obliegenheiten im Eisenbahndienst in Bezug auf Schwierigkeit in gar keinem Verhältnis zu denen der Lokomotivführer stehen, doch dreihundert Mark mehr erhielt.

„Angesichts dieser Thatsache ist es daher auch nicht zu verwundern, daß unter den Lokomotivführern eine das dienstliche Interesse keineswegs fördernde Mißstimmung eingetreten ist, die aber durchaus nicht etwa dem Neid und der Mißgunst, sondern lediglich dem Gefühl entspringt, trotz den hohen Anforderungen und trotz bester Dienstausführung eine gerechte Beurtheilung und dem entsprechende Berücksichtigung nicht zu finden.“

Die Zugführer rekrutiren sich in den meisten Fällen aus Leuten, die eine handwerksmäßige Ausbildung nicht gemessen haben; der Station-Assistent hat in den meisten Fällen nach Absolvirung seiner Militärzeit eine einjährige Ausbildung im Betrieb durchzumachen und gelangt bereits nach kurzer Zeit zur etatsmäßigen Anstellung. Wie ganz anders ist dagegen der Ausbildungsgang des Lokomotivführers! Er hat zunächst eine gute Schulung im Schlosserhandwerk nachzuweisen, dann eine einjährige Beschäftigung in einer Eisenbahn-Lokomotiv-Reparaturwerkstätte durchzumachen und hierauf seiner Militärdienstzeit zu genügen; bekanntlich werden „gediente Leute“ durchaus bevorzugt. Nach Beendigung der Militärzeit beginnt die Lehrzeit als Heizer und in etwa drei bis vier Jahren erfolgt dann die Ueberführung in eine etatsmäßige Heizerstelle. Der Anwärter steht aber dann regelmäßig bereits im siebenundzwanzigsten Lebensjahr und kann die eigentliche Lokomotivführerprüfung erst nach einem weiteren Jahr ablegen. Die Beförderung zum Lokomotivführer erfolgt in sieben bis acht Jahren nach bestandener Prüfung, also in einem Lebensalter von fünfunddreißig Jahren, mit einem Gehalt von zweihundert Mark — wie vor fünfundzwanzig Jahren —, genau dem Anfangsgehalt des Maschinenwärters entsprechend!

Welche körperliche und geistige Anstrengung aber der Dienst des Lokomotivführers erfordert, beweist am Deutlichsten die frühzeitige Dienstunfähigkeit und die verkürzte Lebensdauer dieser Beamten. Durch den steigenden Verkehr, durch die Vielseitigkeit der Signalanordnungen, durch die Centralweichenstellungen, Zugheizung und Bremsapparate werden die Anforderungen an die Umsicht des Lokomotivführers stetig erhöht, so daß es leider nur zu verständlich ist, daß seine geistige und körperliche Leistungsfähigkeit frühzeitig aufgerieben werden. Nach der Statistik erreichen die Lokomotivführer ein Durchschnittsalter von neunundvierzig Jahren und die Mehrzahl muß bereits nach neunzehn bis zwanzig Dienstjahren pensionirt werden.

Nun hat die Staatsregierung bei Gelegenheit hervorgehoben, daß die Lokomotivführer außer einer Besoldung von 3600 Mark noch 800 Mark Nebeneinnahmen hätten. Das trifft aber nicht zu. Ein älterer, im Schnellzugsdienst thätiger Lokomotivführer bezog zum Beispiel:

	1891/95:	1898/99:
an Gehalt . . . . .	2000 Mark	2200 Mark
„ Wohnungsgeld . . . . .	432 „	432 „
„ Fahrgeld . . . . .	650 „	407 „
„ Prämien . . . . .	700 „	275 „
	<u>Sa. 3782 Mark</u>	<u>Sa. 3314 Mark,</u>

mithin gegen früher 468 Mark weniger, und zwar trotz der Gehaltserhöhung von 200 Mark.

Die Ursache des Rückganges der Nebeneinnahmen ist in der anderweitigen Normirung der Sätze für diese Einnahmen zu finden. In früherer Zeit wurde für jede außerhalb des Stationortes verbrachte Nacht 1 bis 1,50 Mark vergütet, diese Entschädigung ist aber in Wegfall gekommen und nur in den Fällen einer nächtlichen zwölfstündigen Abwesenheit, bei der die Diensttheilung indessen Ruhe kaum gestattet, wird eine Mark vergütet.

Die Prämien für Materialersparnisse des Lokomotivpersonals werden neuerdings auf Grund der geleisteten Kilometer der Rangir- und Reservestunden festgesetzt. Daraus ist zum Theil der Rückgang in diesen Einnahmen zurückzuführen, während ferner die Einführung des sogenannten amerikanischen Systemes, die Besetzung der Maschinen mit doppeltem Personal, mitpricht. Aber auch die Fahrzeiten sämtlicher Züge sind bedeutend verringert worden, auch laufen jetzt wesentlich schwerere Wagen in den Zügen, wodurch natürlich eine größere Kraftentwicklung der Lokomotiven erforderlich wird und der Materialverbrauch sich steigert. Daher wünscht das Lokomotivpersonal mit Recht eine diesen Verhältnissen Rechnung tragende Neu festsetzung der „Materialersparniß-Prämien.“

Der dritte Wunsch der Lokomotivführer betrifft ihre bessere Stellung in den Pensionverhältnissen. Die gesetzlich höchste Pension, die nach vierzig Dienstjahren eintritt, wird von den Allerwenigsten erreicht. Wenn die Staatsregierung nun auch die Wartezeit zur Erreichung des Höchstgehaltes von achtzehn auf fünfzehn Jahre herabgesetzt hat, so ist Das von ganz geringem Einfluß auf das Ruhegehalt. Nach der Höhe der erworbenen Pension richten sich auch die Bezüge der Hinterbliebenen und die schwerste Sorge, die die Brust des Lokomotivführers erfüllt, ist die: im Falle des Todes die Angehörigen ungenügend versorgt zu wissen. Die in der Petition ausgesprochene Bitte geht dahin, „daß den Lokomotivführern die ersten fünfzehn Dienstjahre bei einer Pensionirung doppelt angerechnet werden.“ Die Wünsche der Lokomotivführer sind vollauf berechtigt —: hoffen wir, daß sie bei der Volksvertretung und bei der preussischen Regierung ein williges Gehör finden.

Siegen.

Friedrich Breitenbach.





## Die Politik der Deutschen in Oesterreich.

Ein Einwand wird in der Debatte über den Deutschliberalismus der siebenziger Jahre öfter gehört und keiner ist hohler und nichtsagender als der, daß es leicht sei, nachträglich das Richtige zu treffen. Man ruft den Beurtheilern von heute zu, daß sie es an Stelle der damaligen Männer auch nicht besser gemacht hätten; man spricht mit durchsichtiger Taktik auch ihnen die nöthige Voraussicht und Eignung zur Führung politischer Geschäfte ab, die ja allerdings in der Fähigkeit besteht, das wahrscheinliche Ergebniß aus dem Zusammen- und Gegeneinanderpiel der jeweilig vorhandenen Elemente im Voraus zu berechnen. Aber es ist klar, daß der Mangel an politischer Voraussicht die Gültigkeit des Urtheils *ex post* nicht tangirt. Man braucht noch kein Bismarck zu sein, um einen richtigen Blick für die Vergangenheit zu haben. Uebrigens habe ich schon im Jahre 1892 in der „Zukunft“ unter dem Titel „Quer durch das Parlament“ über die klägliche Weltfremdheit gesprochen, deren sich die damals noch fest zusammenstehende deutsche Opposition schuldig machte, und zwar nicht gegenüber einem einzelnen Ministerium, in einer einzelnen Phase oder in einer abgegrenzten Periode, sondern konsequent und traditionell. Nach dem Kriege von 1866 war den Deutschen eine Aufgabe zugefallen, die zu ihrer Ausführung der höchsten staatsmännischen und sittlichen Kraft bedurfte. Es galt, dem ihnen anvertrauten Theil der plötzlich zweigetheilten Monarchie ein solches Fundament zu geben, daß die Zerreißung in weitere Theile unmöglich wurde; es galt, Bisleithanien, wo der Slavismus so viele Quellen hat, vor der Ueberfluthung durch diese Quellen zu sichern. Ging Das nicht, dann war es im eigenen Interesse besser, den Versuch, der nur furchtbare Reaktionen im Gefolge haben konnte, zu unterlassen und möglichst phlegmatisch an eine Auseinandersetzung mit den damals noch nicht revolutionären slavischen Nationalitäten zu denken. Ließ sich der Versuch aber machen — und Niemand wird es den Deutschen verdenken, daß sie, die kurz vorher noch von Wien aus das ganze Deutschland zu führen glaubten, nun, aus Deutschland verwiesen, wenigstens den Traum einer Führung in Oesterreich nicht verabschieden konnten — ließ er sich machen: welches Mittel bedurfte es dazu? Der Modifizierung ihres Willens durch das Parlament? Das versuchten sie und es gelang ihnen auch. Ihre Reichstage nahmen Gesetze an und ihre Minister unterbreiteten diese der Sanction des Kaisers. Wie vormals das ganze Oesterreich-Ungarn, so wurde jetzt der verarmte Theil, der sich Oesterreich nannte, für eins und untheilbar erklärt; und ihre Staatsmänner schufen eine Wahlgeometrie, die der liberalen Partei die zur Aufrechthaltung ihrer Neuordnung nöthigen Majoritäten sichern sollte. Aber „Schiffe sind Bretter, Matrosen sind nur Menschen“; und von Majoritäten geschaffene Gesetze sind nur so lange brauchbare Fundamente, wie die Majoritäten bestehen. Diese Hauptfrage aber, den ewigen Bestand der liberalen Partei, wer garantierte sie? Das war es: diese Garantie konnte nur die politische Klugheit der Leute von 1867 schaffen und außer der Einsicht war auch ein gut Theil Energie dazu nöthig. Wolten sie Oesterreich dauernd deutsch erhalten, so galt es, sich den Zugang zu den deutschen Quellgebieten zu verschaffen und ihn immer im guten Stande zu erhalten, denn nur Deutsche können deutsche Vertreter

wählen; die Czechen, die Slovemen thun Das nicht. Dann mußte man also die ganze deutsche Bevölkerung heranziehen und sie aufnahmefähig machen für den nationalen Gedanken, wo er etwa fehlte; durch nichts durfte man sie in der anfangs noch schwachen Anhänglichkeit führen; alle anderen Gegenstände mußte man um dieses einen erzieherischen Zweckes willen zurückstellen. Mit einem Wort: es gab nur diesen Weg, um den klerikalen Tiroler und Oberösterreicher, den von weltstädtischer Skepsis erfüllten Wiener, den halb protestantischen und mit dem Ultrakatholizismus spielenden Deutschböhmern, der mit ungebrochener Liebe an Deutschland hing, zu einem einzigen großen Körper zu vereinigen, der dann allerdings

stark und fürchten die Slaven nicht. Es war eine Situation, ähnlich der, in der sich Bismarck bei Nikolsburg befand, als er, in dem geschlagenen Gegner den künftigen Freund erkennend, ihm goldene Brücken baute. Ihm ging immer das im Augenblick Wichtigste vor, und wenn in Oesterreich damals das Wichtigste der nationale Zusammenhalt der Deutschen war, so gab es kein dringenderes Gebot als Schonung der Empfindlichkeiten in den klerikalen Provinzen und Selbstbeschränkung in der Ausführung des liberalen Programmes. Allerdings, der Klerikalismus war es gewesen, der Oesterreich an den Rand des Abgrundes gebracht hatte; der Klerikalismus hatte die unglückselige auswärtige Politik verschuldet, die Armees geschädigt, den freien Geist gefehelt und das Land aus der Welt der Bildung ausgeschaltet; und darum gehörte freilich Selbstverleugnung dazu, mit den Vertretern des Klerikalismus zu paktiren. Aber ist alle Politik nicht die Kunst der Kompromisse? Wäre Deutsch-Oesterreich nicht zur Hälfte klerikal, sondern ganz liberal gewesen, dann hätte es überhaupt keiner besonderen politischen Entschlüssen bedurft und nur eben um der vorhandenen Gegenstände willen kam es darauf an, sich zu sagen: hier sind auch Deutsche und mit ihnen müssen wir zusammengehen, sie für uns zu gewinnen suchen; und Das ist kein Aufgeben, sondern nur ein Vertagen unserer Wünsche, zu dem wir uns entschließen. Eine solche Politik war sicher nicht aussichtslos. Sind nicht durch geschickte Behandlung schon ganze Bevölkerungen umgestimmt worden? Steht nicht das einst liberale Wien heute im klerikalen Lager und sind nicht die südblichen Städte in dem einst völlig römischen Tirol heute radikal-deutsch? Es war auch 1867 kein phantastischer Traum an ein langames Keimen und Reifen der freiheitlichen Ideen in den Alpenländern zu denken, — um so weniger, als die Bevölkerungen dort zu den der Dynastie anhänglichsten gehören; in einem Augenblick, wo sie nach dem furchtbaren Doppelkrieg das Reich entzweigerissen sahen, wären sie wohl der Wahrheit zugänglich gewesen, daß es nun vor Allem nöthig sei, den Staat vor weiteren Konvulsionen zu schützen. Was that man aber? Man schuf die Staatsgrundgesetze, diesen Kodex eines lautereren und begeisterten, von Paradiesen träumenden Liberalismus, der leider nur das wankende Staatsgebilde nicht festigte und die wahren Klammern zu seinem Zusammenhalt unbenützt ließ. Ja, es ist traurig-komisch, dieses Staatsgesetz und die Debatte, die ihm vorausging; die ganze Kindlichkeit politischer Romantik zieht da an uns vorüber. Ein einiges und untheilbares Oesterreich — Aufklärung — Unabhängigkeit von der Kirche — Freiheit der Wissenschaft. Da findet der Einzelne auf dem Papier allen Schutz, die Individualität alle Garantien für ihre Ausbildung und die Gerechtigkeit thront unbeschränkt: Gleichberechtigung ohne Rücksicht

auf konfessionelle und nationale Schranken ist höchstes Gesetz. Und dabei kann man nicht einmal sagen, daß die damaligen Gesetzgeber in ihrem Doktrinarismus allzu starrsinnig gewesen wären; sie wußten, daß der Politiker Bundesgenossen suchen, verschönnen und nachgiebig sein muß. Das Konkordat und die alten Ehegesetze hoben sie auf; aber vor der Civilehe schrakten sie zurück und schufen das Monstrum unserer einzig in der Welt dastehenden Nothzivilehe. Sie schufen eine wundervolle Freiheit von religiösen Banden und dekretirten die volle bürgerliche Anerkennung der Konfessionlosigkeit; dabei zwangen sie aber die konfessionlosen Eltern zur Erziehung ihrer Kinder nach einem konfessionellen Bekenntniß. Sie schufen ein freies Volkshaus, aber mit einem erdrückenden Vorrang für die Geburttarifraten. Sie bestimmten: Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. Und zwei Dezennien später konnte der Staat einen Professor wegen eines Vortrages über die darwinische Theorie aus dem Amt jagen. Sie hoben die Pressensur auf und ließen ein fürchtbares Konfiskationsrecht in Kraft, unter dem Titel des objektiven Verfahrens. Sie schufen ein freies Vereins- und Versammlungsrecht; nur wird man wegen Nichtanmeldung von Vereinen und Versammlungen gestraft und auf Grund des dehnbaren Gesetzes kann jede Versammlung aufgelöst werden. Sie floßen von Humanität über und gaben der Polizei die Handhabe, wenn es ihr paßte, jeden unbequemen Arbeiter abzuschieben. Sie garantirten die Heiligkeit des Briefgeheimnisses, aber Briefe wurden nach wie vor geöffnet; sie verbürgten das Recht der Freizügigkeit, aber nur den Bemittelten, denn der Lbdack- und Erwerblose, der Arbeitsuchende, der sich auf dem Weg in einen anderen Fabrikort befindet, kann von jedem Gendarmen als Vagabund angehalten werden. Kurz: Rücksichten auf den Hof, Rücksichten auf den Adel, Rücksichten — und zwar welche! — auf die Bourgeoisie: sie wußten also ganz gut, daß man politisch sein muß. Nur gegen die Hälfte der Deutschen selbst übten sie keine Rücksicht und kannten keine politische Mäßigung.

Freilich: wenn man diese Thatfachen konstatirt und über die Politik jener Generation den Stab bricht, ist man es ihr auch schuldig, ihrer guten und reinen Absichten zu gedenken. Nie wurde Oesterreich so geliebt wie von den Deutschen nach 1866, als sie sich zu dem aus tausend Wunden blutenden Lande herabbeugten, um es wieder aufzurichten und zu zeigen, daß es nichts Schöneres giebt, als das Wiederfinden von Kräften, wo Niemand mehr Kräfte vermuthet. Und sie hatten auch eine Mission für das neue Oesterreich. Oesterreich sollte eine Art Schweiz — nein, diese Schweiz mußte größer sein — eine Art Amerika werden, Völker erziehen und gemeinschaftlich an der Zukunft arbeiten lassen: der Triumph des Völkervereinigungsgedankens. Und die Deutschen selbst, die diesen Staat begründet hatten? Sie wollten nur Erzieher sein, nichts weiter. Es war die Zeit, wo die Alleinherrschaft der Personen Schiffbruch gelitten hatte, und man glaubte daher an die Alleinherrschaft der Ideen; und weil der Merkantilismus, der Absolutismus und der entsetzliche metternichische und bachische Zwang das alte Oesterreich gestürzt hatten, darum beeilte man sich, nach der Gift- und Wegengifttheorie, mit dem Merkantilismus, dem Absolutismus und dem Zwang aufzuräumen und ihnen den Kampf auf der ganzen Linie zu erklären. Wer sollte sich dagegen sträuben? Man wollte ja nur das Glück aller Völker: für Galizien, das von seiner Sclavtha ausgesogen war, einen starken und Werthe

schaffenden Bürgerstand; für die Slovenen, die noch keinen rechten Namen hatten, Schulen, in denen man Etwas für den Weltgebrauch lerne; und die Czeden, die alten Hussiten, mußten doch auch einmal von ihrem Trog lassen, wenn sie sahen, daß das Regiment mit Rom anband, die Bischöfe Mores lehrte und den Feudaladel befehlete. Denn „Freiheit ist die große Lösung, die die ganze Welt durchzieht“; und will Einer nicht, so vertraue Du nur getrost auf Gott: er wird den Widerstrebenden an Deine Tugend glauben lehren. Und so operirte man drauf los und hatte gegen sich den Widerstand der slavischen Völker, den Widerstand der Alpenländer, den Widerstand des böhmischen und sonstigen Hochadels, ferner die Miniarbeit der Kirche; und zu Alledem kam die stille, scheue Abneigung des Hofes, der sich nach Königgrätz hatte führen lassen und die Etablierung eines starken Parlamentes als ein inneres Königgrätz ansah, — nur daß er sich noch nicht Revanche zu nehmen getraute.

Wenn man nun aber als Aufklärungspartei mit aller Welt im Kriege lag und darum selbst auf die Mithilfe der Alpenländer verzichten mußte: was war da das erste Gebot? Doch was soll die Fragestellung? Der Steinlopferschanns wiederholte sich täglich sein „Es kann Dir nichts geschehen“; und dieses Sicherheitsgefühl und der den Geislern anhaftende partikularistische Fluch waren so groß, daß man angesichts einer Welt von Feinden noch der unglückseligen Neigung nachgab, um geringfügiger Fragen willen die Partei zu spalten und immer weiter zu spalten. Wie viele Fraktionen hatten wir damals? Es war die helle Desorganisation. Da war zunächst die liberale Verfassungspartei, zerfallend in eine mildere Hofraths- und eine eigentlich liberale Fraktion, und daneben der verfassungstreue Großgrundbesitz, die Fortschrittspartei *κατ'εξοχήν* und der streitische Fortschritt. Es war die zerstückelteste Einigkeit, die man nur denken kann, eine Einigkeit in Fesseln, jeder Lappen eine eigene Fahne; und im Jahre 1879 leistete diese Einigkeit ihr Meisterstück.

Auch darüber habe ich mich vor Jahren schon in der „Zukunft“ geäußert. Ich glaubte und glaube nicht, daß Bosnien für uns ein Vortheil war, und glaubte und glaube nicht, daß es ein Verbrechen ist, den persönlichen Wünschen des Staatsoberhauptes entgegenzutreten; aber Eins ist gewiß: eine Partei ist nicht lebensfähig, die weder zu rechnen, noch zwischen größerem und geringerem Uebel zu unterscheiden versteht. Frage und Lage war damals so, daß Entzweiung gleichbedeutend mit politischem Selbstmord war. Durfte man hoffen, die Annahme des bosnischen Mandates hintertreiben zu können? Nein. Das war aussichtslos, selbst wenn das gesammte Biskuthanien in der Opposition stand, denn der Kaiser hatte die Ungarn für sich und war also mächtiger. Und nun war diesseits der Leitha gar nicht einmal Alles gegen die Okkupation. Die slavische und klerikale Intrigue nützte den Augenblick aus, — und die Deutschen selbst waren uneinig! War da also ein Sinn in der Opposition? Man sage nicht, daß Opportunismus hier eine Todsünde, daß die Stimme des Gewissens allein hier am Platz war und daß das Gewissen gebot, vor der Erneuerung der alten Abenteuerpolitik in einem südlichen Schleswig-Holstein zu warnen. Genau die selbe Instanz, das Gewissen, hatte seit 1867 nach Einigkeit der Deutschen als Voraussetzung des deutschen und liberalen Charakters Oesterreichs geschrien; und da es nicht anders ging, mußten entweder Alle gemeinsam für die Okkupation

stimmen, in der Erwägung, daß auch mit Bosnien die Möglichkeit blieb, den deutschen und liberalen Charakter der Regierung zu erhalten; oder sie mußten Alle gemeinsam gegen Bosnien sein, in der Erwägung, daß der Hof angesichts der unbeugsamen Masse sich mit der Stillung seines bosnischen Hungers begnügen und froh, vor dem übrigen Europa nicht blosgestellt zu sein, es nicht wagen würde, nachträglich an einen Rache- und Vergeltungskrieg gegen die Deutschen zu denken. So stand die Sache: es handelte sich um das Höchste, was die deutsch-liberale Doktrin je verkündet hatte, um die Herrschaft einer Weltanschauung, eines Staatscharakters, — und da theilte man sich, erfand zu der ersten und obersten Staatsnothwendigkeit eine zweite hinzu, die da verlangte, daß ein Stück fremden Landes dem Reich angegliedert oder nicht angegliedert werde; und die Einen stürzten ihr eigenes Kabinet und lehnten die Bildung eines neuen ab, so lange nicht die österreichische Besatzung aus Bosnien wieder herausgezogen würde, und die Anderen rechneten mit unglaublicher Naivität darauf, daß der Kaiser um ihrer gerechten Stimmen willen auch dem dissidentirenden Deutschthum vergeben und vergessen würde. Und so beschaffen war die Situation, daß im ersten Augenblick dem Hof nicht einmal ein Unrecht vorzuwerfen war und daß er in aller Ruhe und Bequemlichkeit an der Zukunft spinnen und die konstitutionelle Bestimmung hervorkehren konnte. Man bot der Opposition die Bildung des neuen Kabinetts an, bat wieder und wieder und war damit auch deutsch, wie auf dem Deutschen Fürstentage. Und erst als sie, blind für die Fellen, nicht wollte und im Gefühl ihrer eingebildeten Unentbehrlichkeit immer wieder die vorherige Aufgabe Bosniens verlangte, da schuf man sich eine neue Majorität und rief die achtzehn Jahre lang dem Parlament fern gebliebenen Czaren wieder herein.

Und nun geriethen die Deutschen in eine ganz neue Situation. Ihre Redner hielten wundervolle Reden; besser wäre es aber gewesen, sich die Sinne nicht zu umnebeln und die Lage zu studiren. Denn was war geschehen? Nicht mehr und nicht weniger, als daß der Traum von einem Oesterreich deutschen Charakters jetzt wirklich aus war. Der Kaiser sagte es den ad audientiam vorbium citirten deutschen Deputirten, sein Vertrauensmann Graf Taaffe wiederholte es täglich und der feste Zusammenhalt der Slaven und Klerikalen bewies unwiderleglich, daß Oesterreich aufgehört hatte, ein deutscher Staat zu sein. Und die gestern noch Zerklüfteten und Getheilten, deren Rodomontaden Heiterkeit hervorrufen mußten, wenn sie von der frisch besiegelten und gefitteten deutschen Einigkeit sprachen, lebten noch immer in der Fiktion einer deutschen Macht und träumten von Zurückeroberung. Es ist wahr: es giebt nichts Schmerzlicheres als eine Abdikation; aber will man zurückerobern, so beginnt man nicht mit Sentimentalitäten. Für Eins reichten die Kräfte der Deutschen auch im Augenblick noch aus, für die Idee eines Deutschthums für sich, nicht für Andere; und darum keine Hegemonie, kein Wunsch mehr, den Anderen mit unerbetenen Gaben nachzulaufen, sondern eine Art von geschäftsmäßiger Politik. Das war das natürliche Ziel angesichts der geschehenen Wandlungen, durch die der Deutsche nur noch eine Nation unter den anderen bildete. Da es mit den Vorrechten nicht mehr ging, mußte man durch nüchterne Abmachungen so viel wie möglich Terrain behaupten, und da die patriotische Verlässlichkeit in Oesterreich immer am Wenigsten angesehen und am Schlechtesten bezahlt worden ist, mußte man un-

zuverlässig scheinen und dadurch die auf das do ut des eingerichtete Regierung zu immer neuen Vertragsanerbietungen drängen. Das hätte einen doppelten Gewinn versprochen: erstens, daß man, wenn auch indirekt, dauernd Einfluß behaupten und für die Lebensmöglichkeit und Fortentwicklung des Deutschen Garantie um Garantie herauszuschlagen konnte; und zweitens, daß man den Feind unter den Arm nahm und Slaven und Klerikale dann nicht Jahrzehnte lang in prachtvollen Defensoren- und Siegerstellungen gesehen worden wären, mit der suggestiven Wirkung, die der Anblick einer lebhaft agirenden Majorität auf ein wetterwendisches Volk immer ausübt. Graf Taaffe wäre froh gewesen, sich vor dem Kaiser mit einem behaglichen Fortschnurren der Maschine produziren zu können, und die Czaren hätten für ein mäßiges Entgegenkommen dem Liberalismus die gesicherte Gerichtsbarkeit in den deutschen Landestheilen, die Vermehrung der Bildungstätten, die Lebensmöglichkeiten für das Individuum und jede Art von Einfluß in Aemtern und wirtschaftlichem Leben zugestanden. Gewiß, eine Politik der parlamentarischen Triumphe wäre Das nicht gewesen. Aber handelte es sich denn noch um den Parlamentarismus? Man stand vor dem beginnenden Existenzkampf und mußte als Minorität verlieren, wenn man die Entscheidung auf parlamentarischen Boden verlegte; ja, wenn man noch einmal zur Regierung kam, stellte man sich gegenüber der feindsäligen Majorität in ein noch vernichtenderes Feuer; gewinnen konnte man nur, wenn man als gefährlicher und doch leicht zu habender Kompagniegent dem in seinem Charakter gänzlich geänderten Staate gegenübertrat. War es also im Jahre 1879 Wahnsinn gewesen, die Uebernahme der Regierung auszuschilagen, so war es jetzt unter den geänderten Umständen eine noch verhängnisvollere Politik, sich zur Regierung zu drängen —: und Das, gerade Das, that man, schielte mitten in der Opposition nach dem Hof hin und schonte „maßgebende“ und „maßgebendste Gefühle“; man verspielte und verschleuderte den liberalen Besitzstand, nur um sich regierungsfähig zu erweisen, und erreichte endlich, daß ein Deutscher ein halbes Jahr lang mit Taaffe, und nach dem Sturze Taaffes, daß der Führer der Deutschen selbst Minister ward. Der Weg war mit Mißerfolgen parlamentarischer Diplomatie gepflastert. Da war eine Kooperation mit Taaffe, die dem Deutschen freie Hand ließ, bis sich herausstellte, daß sie auch ihn nicht band; ein böhmischer Ausgleich, dessen Aktivierung damit begann, daß man über die Unterwerfung der Czaren jubelte und sie aufs Bitterste reizte; und dieser Ausgleich schließlich nur mit einer konservativen Minderzahl vereinbart, worauf die ungeheure Mehrzahl der Czaren sich erhob und den „Ausgleich“ mit Hohn zerriß. Das waren die deutschen Siege! Und als nun endlich Graf Taaffe fiel, da folgte die weitere, in Wahrheit noch furchtbarere Niederlage der Deutschen; denn in dem Bedürfnis, doch wieder an die Regierung zu kommen, vereinigten sie sich mit den Todfeinden ihres Prinzips, mit denen sie seit 1867, ja, seit 1848 erbitterten Krieg geführt hatten, und bildeten mit den Klerikalen Hohenwarts ein Kabinett.

Eine sicherlichere Entblöhung der Untreue und inneren Hohlheit war im konstitutionellen Oesterreich noch nicht dagewesen. Was blieb noch von dem Programm von 1867 übrig? Man hatte sich deutsch genannt und das Deutschthum der Regierungsfähigkeit gepflegt; man war zur Begründung und Erweiterung des Liberalismus ausgezogen und „vertagte“ nun alle „Parteiwünsche“, stellte den

ganzen Liberalismus ins Magazin. Und was geschah? Es geschah, daß die Merikalen unter den Augen Pleiners, ohne daß er sich regte, die Zurückschraubung in Schul- und Freiheitsfragen, die Slavisirung von Kmettern und deutschen Gebieten, die Aussperrung des Deutschtums aus dem offiziellen Oesterreich fortsetzten — ich wiederhole, ohne daß Pleiner sich regte. Und was über Alles ging: in der Frage des Arbeiterwahlrechtes, in der selbst die Konservativen nicht starr blieben, nahm er eine so trübe und verderbliche Haltung ein, daß endlich in der Bevölkerung die Erkenntniß durchdrang, daß die von diesem unthätigen, engherzigen und jügernden Führer geleitete Partei das Recht verwirrt habe, sich liberal zu nennen. Und so stürzte denn endlich das Kabinet, dem er angehörte, mit Ach und Krach; und statt wieder ins Parlament zurückzukehren und Opposition zu machen, griff Pleiner nach einer Versorgung. Schon früher hatte man ihn zum Gesandten in Rio de Janeiro oder an irgend einem kleinen Hof ernennen wollen, um ihn aus Wien zu entfernen; jetzt nahm er einen für Greise geschaffenen, gut dotirten Präsidentenposten an und entsagte der Opposition, überhaupt dem politischen Leben für immer. Das Aergerniß war so ungeheuer, die Besinnungslosigkeit so augenfällig, daß die Wählerschaft, entsetzt über alle diese Dinge, bei der nächsten Wahl schon, die sich damals in Wien vollzog, in hellen Haufen von der Partei abfiel, in deren Schoß Solches möglich gewesen war, und zu Queger überging. Kurz vorher noch hatte man über Queger in den Kreisen der gebildeten und gestitzten Wählerschaft nichts als vernichtende Urtheile gehört. Alles an ihm empörte: sein häufiger Geminnungswechsel, seine Verwegenheit in persönlichen Angriffen, sein Verkehr mit Leuten, denen man die Hand zu reichen Anstand nahm, sein ganzes Wesen, das zusammengesetzt war aus den übelsten Ingrediensien der Advokatur, des Demagogenthumes und des Jesuitismus. Aber in Wien stand, so weit man sah, kein Anderer auf der Plattform; er war die einzige werbende Macht und Energie, von der man fürchtete, betrogen, von der man aber auch hoffte, gehoben zu werden. Ja, er hatte keine Grundsätze. Aber hatte man nicht eben an der zusammengebrochenen Partei erfahren, wie Leute schwören können, ohne Grundsätze zu haben? Ja, er war Renegat. Aber hatte man nicht eben ein Beispiel von Renegatenthum erlebt, wie es trauriger nicht möglich war? Und dann hatte er den Erfolg für sich: dort ein Mann und eine Partei, die seit fünfundsiebenzig Jahren nur abwärts gegangen waren, hier eine Partei, die noch tief in der Bezirkspolitik steckte, aber doch aufwärts ging. Wenn es möglich gewesen war, daß aus Gutem Schlechtes wurde: warum sollte nicht einmal das umgekehrte Wunder geschehen und Schlechtes sich in Gutes verwandeln? Und nicht nur zu Queger vollzog sich der Abfall. Wien, das die slavische Frage am Liebsten überhört hätte, weil es bemüht ist, die Hauptstadt eines durch nichts erschütterten Reiches vorzustellen, dieses auf Berlin eifersüchtige und niemals ganz deutsche Wien schlug sich nach lange vorausgegangener Propaganda zur nationalheuschlerischen und raffiniert illiberalen Quegerpartei, während in den Provinzen der impetuose Rationalismus Schöneters reichende Fortschritte machte, der auf den Kampf gegen den nationalen Quietismus ausging, während Quegers Antisemitismus doch doch nur eine Nummer mehr unter den der Menge gefälligen Melodien war. Aber ob so oder so: gewiß ist, daß der Liberalismus unter diesen Umständen von allen Seiten geächtet und fallen gelassen ward und mit ihm auch der so-

genannte Verfassungsgebante; denn die Verfassung von 1867 liegt in den letzten Pflagen! Nicht nur der Hof und die slavisch-kerikale Majorität wollen sie nicht mehr, sondern auch die Deutschen nicht; jetzt endlich fühlen sie, welches Resignationsgewand sie damit um ihre Glieder geworfen haben. Mit der verfassungsmäßigen Gleichberechtigung der Nationalitäten hat Graf Taaffe an ihnen operirt; mit dem verfassungsmäßigen Verordnungsrecht hat Graf Badeni sie strangulirt; mit dem Paragraphen Verzeß hat Graf Thun staatsgrundgesetzlich das Staatsgrundgesetz umgangen. Was haben sie also von dieser Verfassung? Ach, sie war ein schöner Traum! Und so ist die ganze Erbschaft aus dem Jahre 1867 zertrümmert: das Phantom einer liberalen Mission, das Phantom einer deutschen Führung und endlich der Traum von der völkerverdöhnenden Kraft eines geschriebenen Verfassungsinstrumentes. Nein, der Druck des wirklichen Lebens ist stärker und nur noch an Festtagen wird von einem Aösterreich gesprochen. Aösterreich! Noch ist der Ausgleich mit Ungarn nicht heimgebracht; und nach den Deutschen, die die Zurücknahme der badenischen Sprachenverordnungen erzwangen, laufen die Czaren jetzt Sturm. Was werden die Deutschen nun thun? Wer kann es sagen? Gerade in diesen Tagen wird von einer weiteren Wendung zu ihren Gunsten geredet, der Kaiser hat einige Worte gesprochen, die ihnen Freude machen, und ein neues Ministerium ist da, das vielleicht bald einem Koalitionministerium Platz machen wird. Aber wenn Das geschieht und wenn die Deutschen sich mit den Kerikalen in die Regierung theilen, dann wird sich zeigen, daß auch Das für sie nicht die geeignete Position und Mitarbeiterschaft zur Neuordnung der österreicherischen Verhältnisse ist. In dem Bewußtsein des deutschen Volkes hat sich in den letzten zwanzig Jahren der Prozeß der Loslösung von dem Gedanken eines österreicherischen Einheitsstaates vollzogen. Wer Das nicht versteht oder nicht verstehen will, hat vielleicht das Zeug zum Minister, — aber Staatsmann ist er nicht.

Michael von Wien.



## Idylle.

„Ane Maren!“  
 Es war am letzten Sonnabend vor Weihnachten, abends, und Karsten Steinkroten hatte einen kleinen Schwilpp: dann war er immer so zu Formalitäten geneigt und pflegte Maren mit zwei Namen zu rufen.

„Ane Maren!“

„Karsten!“ Sie steckte den Kopf durch die Küchentür und nickte Karsten zu, der am Klappstisch vor dem Fenster saß. „Du hast mich gerufen, Karsten! Willst Du Etwas?“



Karsten verließ seinen Platz am Tisch und ging auf sie zu, groß und breit, die beiden Hände in den Hosentaschen, die Mütze auf der einen Seite tief in die Stirn gezogen und den letzten Rest einer Fäuf-Dere-Cigarre, wie sie Danielsen am Markt für seine Kunden führte, wie einen Glühwurm tief drinnen im Bart.

„Ob ich Etwas will! Hol' mich der Teufel! Hab' ich je so was gehört! Ob ich Etwas will? Sag' mir doch, Ane Maren, hab' ich Dich jemals gerufen, ohne daß ich Etwas gewollt hätte?“

Er blieb vor ihr stehen, ganz starr vor Bewunderung.

„Weiß Gott, ich versteh' mich nicht mehr auf Dich, Ane Maren! Du hast Dich in letzter Zeit so närrisch und verrückt angestellt, daß ich es wirklich satt habe; ja, wahrhaftig, ich habe es satt! Mich zu fragen, ob ich Etwas will!“

Maren konnte nur zu gut die Veranlassung seines argen Hochmuthes: er hatte nämlich fast den ganzen Wochenlohn in der Tasche, außerdem hatte er eine volle Schnapsflasche im Schränk stehen und sie hatte ganz deutlich gesehen, daß er unten an der Biegung des Weges eine Unterhaltung mit dem Schulzen in höchst eigener Person gehabt hatte; und wenn all so Etwas an einem Tag zusammentraf, so war es wohl danach angethan, selbst stärkeren Seelen als Karsten Steinkroten den Kamm zu schwellen.

Sie schüttelte den Kopf und wischte sich die Nase mit der Schürze ab. „Ja, natürlich war es eine dumme Frage, Karsten, natürlich! Als ob Du nichts von mir wolltest!“

Karsten war augenblicklich besänftigt.

„Ja, natürlich, natürlich! Glaubst Du, daß die Schulzenfrau in Herrestad ihren Mann fragt, ob er Etwas will, wenn er sie ruft? Nein! Die muß — weiß Gott! — hübsch fragen, was er will. Findest Du Das vielleicht sonderbar, Maren?“

„Ja, Du bist sonderbar, Karsten. Zimmer gehst Du nach Blüthen und Regeln; aber recht hast Du doch immer; ich weiß wirklich nicht, wie Das zugeht.“

„Man muß seine Worte zu sehen wissen, Maren. Meinst Du etwa, es ist so ganz ohne Grund, daß der Schulze und der Pastor mehr Vergnügen daran finden, mit mir zu plaudern als mit allen den anderen Bauerntölpeln in Steinkroten und im ganzen übrigen Kirchspiel? Ja, was hast Du denn nun zu sagen?“

„Ja, was wolltest Du denn, Karsten?“

Er lehnte sich hintenüber, spreizte die Daumen über den Rand der Taschen und blies eine Wolke von Cigarrenrauch zur Decke hinauf.

„Ja, der Schniegel!“

„Herr Gemine, der Schniegel, Karsten!“

„Ja, der Schniegel, ja! Sollt ich vielleicht zum Heiligen Weihnachtfest meinen Schniegel nicht haben?“

Es wurde Maren förmlich schwarz vor den Augen. Der Schniegel war natürlich seit dem letzten Weihnachtfest nicht hervorgeholt worden, und wo er jetzt war, Das zu wissen war wirklich nicht so einfach . . . Daß sie auch nicht früher daran gedacht hatte!

„Karsten, Karsten! Wenn ich Dich nicht hätte, so wüßte ich wirklich nicht, wie es mir ergehen würde; ja, Du hast einen Kopf, Du denkst auch an Alles, Das will ich meinen! Wir müssen auf dem Boden suchen, Karsten, denn gefunden werden muß er ja.“

„Ja, auf dem Boden, ja! Da muß er sein, Maren; ich glaube, es ist mir, als wenn ich ihn im Sommer gesehen hätte; entweder hing er am Dach oder auch er lag in einem Fischkorb. Aber nun wollen wir hinaufgehen und suchen; — nimm die Lampe!“

„Nein, ich will allein gehen, Karsten! Als wenn Du, der Mann im Hause, es nöthig hättest, auf dem Boden nach Deinem Schniegel zu suchen!“

„Nein, Maren, ich will doch lieber mitgehen, denn Du weißt, herbeigeschafft werden muß er.“

Ihm kam ein Einfall:

„Verdammt und verflucht, Maren, ich geh' allein hinauf; wozu willst Du die Leiter in die Höhe klettern und auf den Knien liegen und zwischen all dem Gerümpel auf dem Boden herumsuchen? Nein, Maren, bumm bin ich nie gewesen. Sollte meinen, Du hättest hier unten genug zu thun!“

„Klug bist Du, Karsten, schrecklich klug. Hab' ich Das nicht immer gesagt? So Einen wie Dich giebt's nicht zum zweiten Male.“

Karsten nahm die Lampe und arbeitete sich die Bodenleiter hinauf. Er hatte den Kopf schon durch die Luke gesteckt, als er sich wieder umwandte und zu ihr hinabsah. „Dumm bin ich nie gewesen, Maren!“ Und damit verschwand er.

Du großer Gott, was für ein Leben sich da oben auf dem Boden entwickelte! Alle Kisten und Mehltonnen wurden umgestürzt, Fischkörbe wurden ausgeschüttet, so daß ihr ganzer Inhalt auf dem Fußboden lag, ein ganzer Stapel Tauwerk entwirrt und die Hühner, die sich, drei an der Zahl, in dieser Jahreszeit hier oben aufhielten, flogen schreiend und flatternd nach allen Richtungen hin, unter das Dach und wieder auf den Fußboden, so daß die Sägespähne aufstoben, bis sie schließlich gleich Spechten an der letzten Wand sitzen blieben. Als aber dann Karsten wieder herunterkam, ganz von Staub bedeckt und im Haar Strohhalme, hatte er nichts Beringeres als den Schniegel in der Hand.

Er war nicht wenig stolz auf sein Findertalent. Er reichte ihn Maren. „So, nun nimm Du ihn und wasche ihn und spüle ihn unten im Bach, keine Klarrerei im Waschhuber hier, hörst Du!“

\* \* \*

Es war am Abend vor der Weihnacht.

Karsten und Maren waren zusammen in der Stadt gewesen und hatten einander beschenkt. Zuerst hatte Maren ein Halstuch von Karsten bekommen und dann hatte Karsten ein eben solches von ihr bekommen. Darauf hatte Karsten eine Flasche Cognac zu einer Krone und zwanzig Dore gekauft und sie Maren in die Hand gesteckt und dann hatte sie eine Flasche Branntwein gekauft und sie ihm hingereicht. Alles war im Voraus verabredet worden; und auf gemeinsame Kosten wurde dann für den Haushalt ein Stück Rautabak erstanden, so lang und dick, daß es von Weihnachten bis Neujahr reichen mußte, wenn sie auch Beide noch so eifrig davon priemten.

Sie hatten zu Abend gegessen und getrunken und nun rauchten und tranken sie. Sie hatten Beide ganz abgeirkelte rothe Backen bekommen und eine Wolke leichten, blauen Tabakrauches stieg quer durch das Zimmer zwischen Fußboden und Decke auf und sammelte sich um die Lampe.

„Prost, mein Mädchen!“ Karsten hob das Glas in die Höhe. „Wir hätten eigentlich einen kleinen Tannenbaum aufstellen sollen, Du!“

„Ach, es stehen Bäume genug hinterm Zaun; wenn nur Kinder im Hause gewesen wären, so . . .“

„Ja, Das hat sich nicht so gemacht, Maren.“

„Bist Du deshalb traurig, Karsten?“

„Ach nein, . . . zum Kukul auch! Aber Du weißt, es ist so schön, was in der Bibel steht: Mehrer Euch, steht da, und erfüllet die Erde, steht da.“

„Ja, Das kannst Du wohl sagen, Karsten! Sag lieber: Füllet Steinkroten; und ich sollte meinen, es ist voll genug hier mit uns Beiden, so ein Laufloch, wo nicht mal Platz für eine Kuh ist! Ich möchte wirklich mal sehen, was daraus hätte werden sollen, wenn hier auch noch Kinder gewesen wären!“

„Ja, es hat sich nicht so gemacht, Maren.“

„Ach nein, es ist wohl zu armsüßig und elendig hier oben dazu!“

„Maren, Maren! Wir sind so vergnügt hier oben in Steinkroten gewesen. . .“, er erhob drohend den Zeigefinger. „So mußt Du nicht reden, Maren.“

Freundliche Erinnerungen huschten über Maren's Steinkroten Gesicht.

„Darauf wollen wir anstoßen, Karsten! Wir sind sehr vergnügt hier oben gewesen, voll Fröhlichkeit und Ausgelassenheit manch liebess Mal, — um nicht zu sagen: immer.“

„Prost, Maren!“

„Prost!“

\* \* \*

Dreimal machte die Cognackasse zu einer Krone und zwanzig Dore die Runde.

\* \* \*

Karsten zog sich am Hofenqueber. „Wenn ich heute Abend nur nicht verrückt werde!“

„Sage lieber: ausgelassen, Das paßt besser, Karsten. Uebrigens weißt Du ja, daß ich für Dich Sorge, Herrjemine, weißt Du wohl noch damals, Karsten, als es hier so schrecklich herging, als Paul Langberg und seine Alte bei uns waren und hier solch gottloses Leben geführt wurde? Weißt Du wohl noch, wie sich die dicke Marte Langberg anstellte?“

„Ja, als sie springen wollte, nicht wahr?“

„Ja, Die . . . und als sie, so lang sie war, über die Bank fiel!“

„Gott ja, ich weiß es noch ganz genau. Aber Du verstandest Dich aufs Springen, Maren! Weiß Gott, Du sprangst so leichtfüßig wie ein Wiesel über die Bank. Damals warst Du noch jung, Maren!“

„Ach, was Das anbetrifft, Karsten, so ist Das erst vier Jahre her!“

„Lange genug für Dich, um es nicht mehr zu können, Kleine!“

Karsten lächelte glücklich bei dem bloßen Gedanken daran, wie Maren über die Bank gehüpft war. Es war der drolligste Anblick, den er jemals gehabt hatte. Sein angeborener Sinn für das Komische verleugnete sich niemals, selbst wenn es über seine angehaute Ehegattin herging. Er hatte seitdem wieder-

holt versucht, sie dazu zu bewegen, aber sie hatte sich immer ganz entschieden ablehnend verhalten, sobald die Rede auf die Bank gekommen war. Nur noch zweimal hatte sie es gethan, aber Das war allerdings bei ganz besonders festlichen Gelegenheiten gewesen. Heute aber, am Heiligen Abend, jetzt, wo sie so gemüthlich bei einander saßen und getrunken und geplaudert hatten, könnte es sehr ergötzlich sein. Sollten sich jetzt nicht Mittel und Wege finden lassen?

„Prost, Maren!“

„Prost!“

„Du, Maren! Du glaubst nicht, was für eine famose Magd sie da unten bei Halvorsens auf der Landzunge bekommen haben, eine so appetitliche Person. Und wie sie sich lecker macht! So honigsüß, wie Die gegen alle Männer ist! In der vergangenen Woche, als ich da unten war und Holz fuhr, warf sie mir eine ganze Handvoll Zucker in meinen Kaffee. Und wie dick sie Butter auf mein Brot strich! . . . Ja, Das ist eine fixe Person! Aber mein Gott, es ist ja auch die pure Jugend!“

„Herrje, Karsten, so ganz alt bin ich denn doch auch noch nicht!“

„Du kommst nicht mehr über die Bank, Kind!“

„Sage Das nicht, Karsten.“

„Bewahre, Du kommst nicht mehr hinüber! Aber die Magd auf der Landzunge! Es ist mir, als sähe ich sie hinüberhüpfen, so leicht wie eine Feder!“

Jetzt sollte die Bank her, dachte Maren. Jetzt sollte er es doch sehen. Jetzt wollte sie!

„Soll ich es mal versuchen, Karsten?“

„Ach nein, laß es nur; Du kannst es doch nicht mehr, Maren.“ Er schüttelte sich vor Vergnügen bei dem bloßen Gedanken.

„Ja, Karsten, jetzt sollst Du mal sehen!“

„Na ja, denn nur her damit!“

Karsten rieb sich die Hände, während Maren die Bank mitten ins Zimmer stellte.

„So, jetzt zählst Du bis Drei, Karsten!“

Sie stellte sich mit dem Rücken gegen die Wand und strich das Haar aus der Stirn.

Karsten zündete die Pfeife an und legte die Hände in den Schoß; er war mehr als halb bezechet und nahm die Sache sehr ernsthaft.

„Eins — Zwei — Drei — hopp!“

Maren streckte das eine Bein vor das andere, während sie die Kleiderrolle mit beiden Händen zusammenraffte.

„Unsinn, Maren, Unsinn! Noch einmal! Du spreizest ja die Beine! Als ob Das eine Kunst wäre! Nein, Mutter, mit beiden Füßen zugleich, darin besteht die Kunst! Dies ist ja kein Springen, zum Teufel auch!“ Er stand auf, legte das eine Bein über die Bank und zog das andere nach. „Das nenne ich hinüberspaziren. Das ist kein Springen! Hast Du je eine Kuh über einen Zaun steigen oder ein Pferd unter einer Hecke hindurchkriechen sehen? Hast Du ein Schwein auf den Hinterbeinen gehen sehen oder wo — zum Teufel auch! — hast Du so Etwas gelernt? Nein, Mutter, noch einmal, aber nicht so!“

Er blieb hart an der Bank stehen und sah abwechselnd diese und Maren

an, während sie sich wieder an der Wand in Postur gestellt hatte. „Vergiß nun auch nicht, mit beiden Füßen zugleich, Maren, so, jetzt: „Eins — Zwei — Drei — hopp!“

Sie hielt das Kleid zierlich zurück, preßte die Füße, so gut sie konnte, gegen einander und sprang dann so flott hinüber, wie es überhaupt nur möglich war. Karsten aber fand, daß die ganze Vorstellung, ihr kleiner, gekrümmter Körper, das Gesicht mit den starr auf die Bank gerichteten Augen und die kleinen in die Höhe gezogenen Füße ein so überwältigend komisches Ganze bildeten, daß er auf einen Stuhl niedersank und lachte, bis er bebte, während er die Stirn wieder und wieder gegen die Tischplatte schlug. „Hol mich der Teufel, wenn ich je so was Komisches gesehen habe! Herr Du meines Lebens! Welch ein Anblick! Mir bleibt förmlich der Athem weg! Ja, wenn Du nur wüßtest, wie drollig Du aussehst, Maren! Weiß Gott, Du darfst es nicht thun, wenn andere Leute es sehen! Ja, Du solltest nur ahnen, wie lächerlich es wirkt, ha, ha, ha! Du lieber Gott!“

Maren aber saß siegestolz auf ihrem Stuhl.

„Da kannst Du sehen, Karsten: Du darfst deine Frau nicht schlecht machen, weil sie nicht mehr jung ist, und diese Ragd bei Hans Halvorsen auf der Landzunge, die ist auch wohl nicht lauter sprudelndes Leben, Die!“

„Zum Teufel auch mit der Ragd auf der Landzunge! Da ist ja gar keine! Hast Du denn nicht gemerkt, daß das Alles nur Unsinn war?“

„Na, dann laß die Flasche nur noch mal herumgehen, Karsten! Puh, ich bin ordentlich warm geworden nach diesem Cirkusspielen!“

„Ja, aber amüsant war es doch, Maren!“

Die Flasche machte die Runde und die Schläcke wurden nicht so genau gezählt und sie beschuldigten einander hitzig, daß sie nicht fest genug tranken. Maren gerieth, wie Das so ihre Art war, in Ekstase. Es gab nichts, was sie nicht lächerlich fand. Sie lachte, sobald nur Karsten den Mund aufthat, und als er seine Pfeife auf die Erde fallen ließ und auf allen Bieren herumtröpf, um sie zu suchen, konnte sie sich vor Lachen kaum mehr halten und mußte sich am Tisch festklammern.

Nach einer Weile zeigte sie wieder auf die Bank.

„Wollen wir noch einmal, Karsten?“

„Rein, Lob und Teufel, Maren, jetzt nicht! Nein, nein! Alles hübsch mit Maß! Jetzt würde es zu gewagt sein!“

Sie wollte in die Küche hinaus, um Streichhölzer zu holen; sie schwanke durch die Stube und mußte sich am Bettposten festhalten. Sie wandte sich nach Karsten um und lachte. „Sieh doch nur, Alter! Ich glaube, daran ist die Flasche schuld!“

Karsten schüttelte nur den Kopf und lachte: „Was für Fagen!“

„Du, Maren,“ sagte Karsten ganz bedenklich, nachdem sie wieder hereingekommen war, „die Leute sagen, daß ich Dich prügle und hier oben schrecklich haufe. Ich habe Das nun schon mehrmals gehört und — weiß Gott! — ich will es nicht auf mir sitzen lassen.“

„Du, Karsten? Nein, hat man je so was gehört! Soll ich rufen?“

Karsten hatte sie öfters, wenn sie Beide betrunken waren, dazu ge-

brach, vors Haus zu gehen und dort sein Lob aus Leibeskräften zu verkünden. Es war verteuftelt flott, drinnen in der Stube zu sitzen und es mitanzuhören, fand er, . . . und außerdem konnte es dem Kirchspiel gar nicht schaden, es zu hören.

„Soll ich es thun, Karsten?“ Mit dieser Frage erbot sie sich nochmals in überströmender Glückseligkeit.

„Ja, wenn Du es thun wolltest. . . Denn es ist wirklich nicht angenehm, so Etwas auf sich sitzen zu haben!“

Maren segelte aus der Thür heraus und Karsten preßte das Ohr gegen das Fenster. Ja, jetzt hörte er sie: „Karsten — ist — der — beste — Mann — in — ganz — Steinkroten — Der — solls — mir — begahlen — der — was — Anderes — sagt!“

Er hörte sie Das eine Weile rufen, dann ward es still.

Er öffnete das Fenster.

„Zum Teufel auch, warum rufft Du denn nicht? Du sollst rufen, bis ich Dir Bescheid sage.“

Und dann schrie sie von Neuem aus Leibeskräften, während Karsten, wohlbehaglich lächelnd, das Ohr gegen die Fensterscheibe gepreßt, dasaß und hörte, wie der Wind sein Lob über das ganze Kirchspiel trug. Er öffnete das Fenster abermals.

„So, jetzt kannst Du hereinkommen, Maren!“

Sie lachte, als sie hereinkam.

„Na, ich glaube, Das hab' ich Ihnen gründlich klargemacht, Karsten!“

\*     \*     \*

Wie es zuging, weiß Niemand, aber auch diesmal nahm der Heilige Abend in Steinkroten ein Ende. Er endete wie die Morgenstunde im Himmelbett, — und sonderbarer Weise ohne jeden Unfall, denn die Lampe wurde ausgelöscht, ehe sie sich zur Ruhe begaben, und Karsten hatte wenigstens den einen Stiefel und die Jacke ausgezogen, Maren dahingegen war „in vollem Ornat“, wie Karsten es nannte, in die Klappe gegangen.

Sie lagte sich in den Schlaf. „Du, Karsten,“ begann sie nach einer Weile, „weißt Du wohl noch, damals, als die dicke Martte Sangberg springen wollte? Du süßer Mann!“

Und Karsten schrak auf, als er gerade eben einschlimmern wollte. „Tod und Teufel, Maren, hast Du den Schmiegel gewaschen?“

„Herrje, ja, mein Junge!“

„Im Bach?“

„Ja, ganz hinten, draußen auf dem Floß!“

Christiana.

Jakob Hilditch.



## Eine Erinnerung an Karl du Prel.

Beim Durchstöbern alter Papiere fällt mir ein Brief Karls du Prel in die Hand, des münchener Mystikers, der in diesen Blättern seinen Gedanken oft Ausdruck gegeben hat. Der Brief zeigt den heiteren Gleichmuth eines Mannes, der doch zu den Isolirten und gezwungen Resignirenden gehörte.

Im Herbst 1895 verlebte ich ein paar Wochen in einer sehr hübschen kleinen Nervenanstalt des Dr. von Kaan in Martinsbrunn bei Meran. Koch lastete gewaltige Hitze über dem schmalen Thal und kochte die braunvioletten Trauben reif, die in schwerer, lastender Hülle in den Laubengärten hingen. Den ganzen Tag hörte das Schiefen nicht auf; der Tiroler dort, nach dem Welchland zu, singt nicht, er jährt und schiefht und in der Nacht knattern die Saltner, um ihre Wachsamkeit zu beweisen. In der Anstalt war beim Beginn der Saison nur eine kleine Gesellschaft, die hübsch zusammenhielt. Eine schöne wiener Gräfin, ein kluges berliner Fräulein, ein oberschlesischer Hüttenmagnat, münchener Maler und ein paar österreichische Offiziere: Das war so ziemlich Alles. Und plötzlich sah eines Abends Karl du Prel dazwischen. Er war ein kleiner, sehr zarter und magerer Herr, mit einem überaus fein geschnittenen, mehr verblühten als gealterten Kopf und stillen, etwas starren Augen, die sich merkwürdig einbringlich an Den festheften konnten, mit dem er gerade sprach. Etwas Besonderes — gleichsam Entmaterialisirtes — lag wohl schon in der früheren Erscheinung. Wenn man Berlinerin und Tochter eines überzeugten Achtundvierzigers, also in scharf rationalistischer Atmosphäre erwachsen ist, dann hat man beim besten Willen für Okkultismus und für die Philosophie der Mystik kein anerzogenes Verständniß. Vielleicht war gerade mein ehlich ausgesprochener Unglaube du Prel behaglich; es war ihm bequem, daß er, als mein Tischnachbar, meinem großen Vairthum gegenüber nicht metaphysisch-spiritistisch zu kommen brauchte. Es ist ja durchaus nicht nur das Vorurtheil der Fürsten, man müsse jeden Mann von Gewicht auf sein Metier hin anreden. Gerade du Prel konnte darüber in komisch-nerösen Furore gerathen, ganz besonders, wenn er auf das heikle Kapitel der Phänomenologie des Spiritismus zu sprechen kam. Anknüpfungen fanden sich auch so genug. Er war immer dankbar für ein paar Töne Beethoven oder Chopin, abends für eine harmlose Partie Palma; besonders aber lachte er gern und hatte großes Vergnügen an einem Scherz, — ja, er gab in solcher, allerdings seltenen Stimmung selbst die spaghaftesten Mediumsgeschichten zum Besten. Er wollte sich in Martinsbrunn nur ausruhen. So sind wir damals oft den langen Weg zwischen den Nebbergen nach Meran zusammen geschlendert, sind dort in den steinernen Lauben in dunkle Wädhchen gegangen und er hat gewissenhaft sein Gutachten über alles Bauernspielzeug — Spinnrädchen und Weinkelter — für meine jungen Kinder abgegeben. Aber seltsam: trotz dieser harmlosen Art, sich zu geben, sah doch immer Etwas vom Mystiker, Etwas von besonderen Nervenkräften, von „magischen“ Geistesleben“ in und an ihm. Konnte es auch eine glücklich gewählte Pose oder die zähe Leidenschaft eines — übrigens sehr geistreichen — Monomanen sein: unwillkürlich mußte man bei ihm doch an fremdbartig mitschwingende Saiten denken.

Während einer vielständigen Fahrt der ganzen Gesellschaft auf den Eggerhof, wo uns oben der inzwischen auch verstorbene münchener Professor Dertel durch

ein fabelhaft weit tragendes Perspektiv der Weltfirma Reiß bis zu den fahlen Schroffen der Dolomiten schauen ließ, kam du Prel auch ins Monologifiren über sein Todesanschauung und feierte den Tod als die Pforte zu einer freieren, zarteren und geistigeren Existenz. Da war nichts von finsterner Lebensverneinung; es war eine in reiner Luft, in einer schönen Stunde ausgeföhrte, dichterisch inspirirte Seelenstimmung. Daran erinnert mich sein Brief, die Antwort auf ein Neujahrskärtchen:

„München, vierten Januar 1896.

Verehrte Frau Professor!

Auch mir liegt Metan im Erinnerungshintergrund. ‚Abwesenheit verklärt‘ nach Jean Paul; und dazu trägt auch der Schneewirbel vor meinen Fenstern bei, der als Kontrast wirkt. Ich sehe ihn aber von meinem Schreibtisch aus und darin liegt der dritte Bestandtheil meiner derzeitigen Lage. Von Dem, was auf diesem Schreibtisch geschrieben wurde, will ich Ihnen wenigstens ein Stück senden, aus dem Sie ersehen werden, daß ich stets in der gleichen Richtung wandele, so wenig dankbar sie auch ist. Sie melden mir zwar, daß allerlei Menschen sich mit Antheil über mich geäußert haben; aber Das macht mich nicht optimistisch. Ich weiß es, daß Alle, die ihren Eigensinn darein setzen, ein Paradoxon zu verteidigen, immer und überall das gleiche Geschick haben und daß sie den Augenblick nicht erleben, wo das Paradoxon Gemeinplatz wird. Dem kann also auch ich nicht entgehen. Das ist keine nachträgliche Einsicht, sondern war vorausgesehen, als ich vor fünfzehn Jahren anfang, gegen den Strom zu schwimmen. Ich bin also wenigstens nicht enttäuscht worden.

Unter diesen Umständen ergiebt es sich von selbst, daß unser Haushalt ganz anders aussieht als der Ihrige. Weil geistig isolirt, sind wir es auch gesellschaftlich. Das hätte nun nichts zu sagen, wenn mir nur nicht eben das Paradoxon einen um so größeren brieflichen Verkehr zugezogen hätte, der mir die Hälfte meiner Arbeitszeit raubt. Noch dazu handelt es sich dabei häufig um Leute, die, wenn sie eine kleine Schrift von mir gelesen haben — meistens ‚Räthsel des Menschen‘ oder ‚Spiritismus‘ —, ganz perplex sind und dann mit Anfragen kommen, zu deren Erlebigung ich Hände von mir selbst abschreiben müßte, welche zu lesen sie zu bequem sind.

Eben erfahre ich, daß ein Freund von mir gestorben ist. Es ist mir Das ein angenehmes Gefühl; und daß ich diese Ansicht vom Tode allgemein machen will, ist mein Verbrechen in den Augen der Zeitgenossen. Und doch war es historisch schon da, daß man bei Geburten klagte und bei Todesfällen jubelte. Wenn es nicht wiederkommen sollte, werde ich wahrlich schuldlos sein.

Wenn ich bis dahin nicht selbst Objekt solcher Aeußerungen werde, werde ich vermutlich wieder nach Tirol und schließlich nach Martinsbrunn kommen. Hoffentlich hatten Sie davon eine Nachwirkung, die Sie zum Wiederkommen bestimmt.

Ihr hochachtungsvoll ergebener  
Karl du Prel.“

Wir aber, die wir nicht zur sicheren Ueberzeugtheit einer ewig unzerstörbaren Präexistenz und Postexistenz der Seele, einer bewußt fortwirkenden Individualseele, gelangt sind, wir beklagen auch heute noch von Herzen das frühe Scheiden eines feinen und schwungvollen Geistes.



## Selbstanzeigen.

**Multatuli.** Auswahl aus seinen Werken in Uebersetzung aus dem Holländischen, eingeleitet durch eine Charakteristik seines Lebens, seines Schaffens und seiner Persönlichkeit. Minden in Westfalen, J. C. C. Bruns' Verlag. 1899. 24 Bogen groß 8°. Preis broch. 4,50, geb. 5,50 Mark.

Ganz in der Uebersetzung, eine nothwendige und gute That zu thun, bin ich an die deutsche Uebersetzung Multatulis gegangen und übergebe hiermit den ersten Band dem Publikum. Ich fühlte mich durch eine kleine Wesensäußerung des Mannes, die ich zufällig in einer französischen Zeitschrift fand, auf eine ganz besondere Weise zu ihm hingezogen, erlernte Holländisch und sah mich für meinen Glauben reich belohnt. Delfer, der sich Multatuli nannte, fühlte sich in erster Linie als Mann der That und empfand beinahe Etwas wie Scham, wenn er nicht ganz unmittelbar das Leben anpacken und kneten konnte, wenn er als Kämpfer sich der Feder bedienen mußte. Er hatte für diese Waffe eine Verachtung, die wenige Größen der Literatur mit ihm theilen dürften. Als er durch die Veröffentlichung des „Rag Havelaar“ Aller Augen auf sich zog, schien ihm diese Leistung doch nur die kleinere zu sein. Als hoher Staatsbeamter in Niederländisch-Ostindien hatte er, unbekümmert um die Folgen, die Partei der Eingeborenen gegen die Regierung ergriffen. Sein Programm war einfach und bündig: „Der Javane wird mißhandelt! Ich will Dem ein Ende machen!“ Aber die angegriffene Bureaucratie, die auf jeden Fall „Ruhe im Lande“ haben wollte, war doch stärker als er. In heiliger Entrüstung nahm er endlich seinen Abschied, um als Privatmann den Kampf weiter zu führen; erst als er auch bei den Ministern und bei seinem Könige kein williges Ohr fand, schleuderte er seinen „Rag Havelaar“ in die Welt: eine Verteidigung- und Anklageschrift in künstlerischer Form, wie die Welt keine zweite kennt. Hier erstand im Bilde das herrliche Reich Insulinde mit allen Wundern und Schrecken, die sich dem Dichter und Denker offenbart hatten, und das Ganze war wunderbar umrahmt von einer drastischen Satire auf das Philistertum . . . mit seinem Gott auf den Lippen und mit dem Geschäft im Herzen. Den Leuten standen die Haare zu Berge. Aber es sollte noch besser kommen. Er rechte sich wie ein Riese und er war gefürchtet wie ein strafender Prophet der alttestamentarischen Bücher. In den „Liebesbriefen“ wies er mit dem Finger „auf die schwärende Krankheit, an der das Volk leidet: die Lüge“, in den „Ideen“ und in den späteren Werken betonte er immer bewußter seinen Erzieherberuf gegenüber der Zeit. So hat er über zwei Jahrzehnte sich bemüht, seine Anschauungen in Leben umzusetzen, und als ein Held ohne Wank gerungen. Er starb in Deutschland als ein freiwillig Verbannter.

Von diesem Leben, dem die Entbehrungen eben so vertraut waren wie die höchsten Freuden, das keinen Tag ohne nützliche Thätigkeit kannte, rede ich in dem biographischen Theil des Buches und zeige das Milieu, das die Liebe um ihn breitete, und den Haß Derjenigen, von denen er sagen durfte: „Wenn ein Schnellläufer das Bein bricht, ist bal paré bei den Stiechern.“

Friedrichshagen.

Wilhelm Spohr.



**Monographien zur deutschen Kulturgeschichte**, herausgegeben von Dr. Georg Steinhäusen, Band I: Georg Liebe, der Soldat. Verlag bei Eugen Diederichs, Leipzig. Broch. 4 Mark, geb. 5,50 Mark.

Die Monographien zur deutschen Kulturgeschichte wollen im besten Sinne modern sein. Der Grundgedanke, der allen Mitarbeitern ans Herz gelegt wurde, war der, in knapper Zusammenfassung ein anschauliches Bild von der Entwicklung eines jeden Standes, seiner Sitten und Gebräuche vom Mittelalter bis zum Anfang dieses Jahrhunderts zu geben. Der Leser soll erfahren, was in dem Baum deutschen Volksthumes unter der Rinde quillt und rinnt, und die köstlichen Blüten sehen, die solchem Lebenssaft entsprossen sind. Der Soldat, der Kaufmann, der Handwerker, der Richter, der Arzt, der Gelehrte, der Geistliche, der Lehrer, der Künstler können sich im Spiegel der Vergangenheit schauen und unsere Sittlichkeit, Geselligkeit und häusliches Leben werden an den früheren Jahrhunderten gemessen. Wie lange wird es dauern, bis unsere heutige literarische Geistesrichtung, die in logischer Entwicklung die vom Naturalismus preisgegebene Seele wiederzufinden trachtet, wie zu einem Jungbrunnen zu dem Zeitalter des Paracelsus und zu den ungebrochenen Naturen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts hinabsteigt? Nirgends kommt dieses Wesen besser zum Ausdruck als in der Kunst der Baldung, Beham, Burgkmaier, Dürer, Holbein, Schüffelin, Schongauer; aber vergraben liegt sie in Kupferstichkabinetten und Bibliotheken und nur wenige Liebhaber kennen ihre Schätze. So habe ich es denn mir zur Lebensaufgabe gesetzt, diese Geister zu neuem Leben zu erwecken und die alten Holzschnitte und Kupferstiche von Neuem zu drucken. Sie geben nicht nur dem Text eine Anschaulichkeit und Stimmung, die direkt in die Zeiten Dürers und Luthers zurückversetzt, sondern dienen auch der Kunsterkenntnis in hohem Maße. Dem Herausgeber Dr. G. Steinhäusen in Jena stehen die Herren K. Bartels in Weimar, H. Voersch, Direktor des Germanischen Museums, Dr. Th. Hampe, Bibliothekar am Germanischen Museum, Dr. F. Heinemann, Bibliothekar der Bürgerbibliothek zu Luzern, Dr. G. Liebe, Archivar in Magdeburg, Dr. E. Nummenhoff, Archivrat in Nürnberg, Dr. D. Pallmann, Rustos am Königlichen Kupferstichkabinet in München, H. Peters in Nürnberg, Dr. E. Reide, Rustos an der Stadtbibliothek in Nürnberg, und andere bewährte Mitarbeiter zur Seite.

Leipzig.

Eugen Diederichs.



**Revolution der Lyrik.** Berlin, Johann Sassenbach. Preis 2,50 Mark.

Ich übergebe dem Publikum die Geschichte eines Kampfes, dessen erste Phase eben hinter uns liegt. Damit meine Schrift nach Kräften lehrreich sein möchte, habe ich sie mit möglichst vielen „Dokumenten“ versehen. Seit Lessing hat Deutschland keinen Kritiker mehr. Es besaß keinen Laine und besitzt keinen Brandes. Die Herren, heute, sind nur Rezensenten. Wenn daher ein Mann, der gewohnt ist, die Dinge bereits perspektivisch zu sehen, auf diese Weise gezwungen war, sich und Anderen selbst zu helfen, so war Das nicht seine Schuld, sondern die unserer verfahrenen literarischen Zustände. Selbstverständlich soll Dies nur eine Erklärung sein, keine Entschuldigung.

Arno Holz.



**Der große Dreifußschwindel.** Ein Beitrag zur Psychologie des Pansemitismus. Verlag von Schwetschke & Sohn. Preis: 2 Mark.

In dieser neun Bogen starken Schrift habe ich meine Sinneswandlung in der „Affaire“ klargelegt. Hyndman, der englische Sozialistenführer, hat Recht: „Die jüdischen Kapitalisten sind gefährlicher als die Jesuiten; klopf man ihnen auf die Fingerringe, so schreien sie über Massenhaß.“ Ich zweifle daher nicht daran, daß eine gewisse Presse mich mit dem Brustton der Ueberzeugung als Renegaten behandeln wird, der blitzschnell seine Ansichten, seine gesammte demokratische Weltanschauung ändert und einen Saltomortale von fanatischem Dreifußismus zu antisemitischer Verdammungswuth gemacht habe. Natürlich ist Das reiner Unsinn. Gewiß bin ich früher leidenschaftlich für die Revisioncampagne eingetreten, weil die Rechtsbrüche in Sachen Zola, Esterhazy, Picquart allzu deutlich die geheime Mitverschuldung der Generalstabshäupter verriethen. Nun: in dieser Hauptsache bin ich unerschütterlich geblieben. Aber die Unschuld des edlen Märtyrers erschien mir mehr und mehr fragwürdig und die unerhörten Entstellungen von Wahrheit und Logik in der internationalen Dreifußpresse schienen mir jeden ehrlichen Menschen geradezu zur Kritik herauszufordern. Nachträglich hat sich übrigens, wie ich erfahre, noch ein vierter Spion herausgestellt — die drei anderen sollen Dreifuß, Esterhazy und der in meiner Brochure signalisirte Weiß gewesen sein —: der viel genannte Polizeigagent und angebliche Antidreifußard Guenée, der als Zeuge in Rennes auftreten sollte und kurz vor der Verhandlung starb.

Karl Bleibtreu.



**Meine Welt.** Verlag von S. Calvary & Co. Berlin. Broch.: 2 Mark, geb.: 3 Mark.

In diesem Gedichtbände gebe ich die Früchte zehnjährigen Schaffens. Ich folge weder den Spuren Dehmetz noch Georges, Villienrons oder Anderer, sondern gehe, frei von jeder Schule und Richtung, meinen Weg, ohne mich den Einflüssen der Zeit zu entziehen. Das Wort Villienrons:

„Sei stolz — sei frei — schreib Dich! Vergiß Das nie,  
Und schreibst Du Poesie, schreib Poesie!“

das ich als Motto vorangestellt habe, ist die Richtschnur meines Strebens.

Kurt Holm.



**Zwei Welträthsel und die Möglichkeit ihrer Lösung.** Ein paar Aufsätze für Fachgelehrte und Laien. Kommissionverlag von A. Zimmer (Ernst Rohrmann). Stuttgart. Preis: 2 Mark.

In diesen Aufsätzen ist der Versuch gemacht worden, die Probleme der Wetter- und Weltentbildung zu lösen, und zwar auf rein spekulative Weise, — wohl die einzige, die in diesen Fragen angängig ist. Sollte Falb, nachdem die Ankündigung einer verhängnißvollen Katastrophe für unsere Erde um Mitte November sich eben so wenig erfüllt hat wie früher die Mehrzahl seiner Wetterprognosen, noch ernste Beachtung verdienen? Das ist die erste Frage, die ich stelle. Die zweite

ist die Hohlkugelgestalt der Erde. Außer Dante und Jules Verne hat allerdings Niemand die phantastische Reise nach dem Mittelpunkt der Erbkugel unternommen. Kann ein Anderer also wissen, wie es dort aussieht? Die Geologen unserer Zeit zweifeln freilich gar nicht daran, daß der Erdmittelpunkt als Schwerpunkt der Kugel deren größte Dichte repräsentieren müsse. Ein Vakuum, ein Hohlraum im Erdcentrum ist also unvereinbar mit den ihnen als feststehend geltenden Gesetzen der Physik. Mag sein! Trotzdem verlangt der von mir vorgeschlagene Weg eine eingehende wissenschaftliche Prüfung. Darf denn nur vom konfessionirten Schulkatheder aus Wahrheit, vermeintliche Wahrheit, verkündet werden? Ernst vom Wege.



**Das Haus Fugger.** Von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Augsburg, Lampart & Co., 1900.

Das Fuggerjubiläum in Augsburg vom vierten Februar 1899 ließ allgemein ein Gefühl des Bedauerns darüber laut werden, daß noch keine zusammenfassende Geschichte der Fugger vorhanden sei, jenes berühmten Hauses, das sich um das Jahr 1370 aus kleinen Anfängen erhob und im ganzen sechzehnten Jahrhundert den Geldmarkt und den Bergbau beherrschte. Von welcher außergewöhnlichen Art die Beziehungen des Hauses zu den deutschen und spanischen Habsburgern waren, ergiebt der Brief eines Fugger, Jakobs des Reichen, an Kaiser Karl den Fünften nach dem Jahre 1519, in dem es heißt: „Es ist auch bekannt und liegt am Tage, daß Eure Kaiserliche Majestät die Römische Krone ohne meine Hilfe nicht hätten erlangen können.“ Und doch gab es noch keine deutsche Geschichte dieses Hauses, die über die Anfänge des siebenzehnten Jahrhunderts hinausreichte. So darf das Buch den Anspruch erheben, eine Lücke in der Geschichte der großen deutschen Familien auszufüllen.

Augsburg.

Professor Anton Stauber.



**Aus Natur und Kunst.** E. Piersons Verlag. Dresden und Leipzig. 1900.  
Preis: 4 Mark.

Unter diesem Titel habe ich eine Anzahl von Feuilletons gesammelt, deren eins — das über Vivisektion — vor zwei Jahren in der „Zukunft“ erschienen ist. Die vorliegenden, an Inhalt vermehrten Aufsätze behandeln Themen aus dem Bereich der Wissenschaft, der Kunst und des Sportes. Mein Ausgangspunkt ist das Sehnen des modernen Naturforschers, der, schwächlichen Kompromissen mit überwundenen Weltanschauungen und allen metaphysisch-glaubensseligen und moralistischen Unklarheiten gleich abhold, wie einen mächtigen Baum mit tiefen und starken Wurzeln aus gesunder Erde, so aus Wissenschaft, Kunst und Sport eine neue, der antiken verwandte und doch eigenartige fruchtbare Kultur emporziehen sehen möchte.

Wien.

Dr. Theodor Beer.



## Umwölfter Himmel.

St es mit der blanken Winterherrlichkeit schon aus? Die Börse harret noch immer geduldig der Dividendenerklärungen; aber der Regen regnet jeglichen Tag und alle Hoffnungen auf Mehrgewinn werden zu Wasser, weil die Abschreibungen für Effektementwerthung den besten Theil davon hinwegspülen. Was thut's? So mag Mancher fragen. Wählet uns doch durch die Wolken die milde Frühlingssonne der Marinehoffnungen. Aus Wasser ist Alles, in Wasser kehrt Alles zurück, sprach der weise Thales schon vor zweitausendfünfhundert Jahren und so soll die holde Feuchte des Wassers das wohlthätige Element werden, das unsere wirtschaftliche Volkskraft immer von Neuem belebt. Daß das Interesse der Börse daher heute den Maschinen- und Schiffbauunternehmungen gilt, ist nicht zu verwundern; wird ihnen doch eine goldene Ernte verheißen. Aber dürfen die Verwaltungen wirklich länger dulden, daß Wirrköpfe und gewissenlose Spekulantent von gewaltigen Geschäftsgewinnen fabeln, während die wirklichen Erträgnisse der Unternehmen zum Theil sogar geringere sind als in früheren Jahren? Liegt irgend ein vernünftiger Sinn darin, daß die Aktien des stettiner Vulkan kürzlich in die Höhe getrieben wurden, obgleich es heute schon sicher ist, daß die gestiegenen Rohstoffpreise den Gewinn erheblich schmälern und die Dividende verkürzen müssen? Was bedeutet übrigens die Aussicht auf größte Staatsaufträge für die Werften, so lange sie so stark in Anspruch genommen sind, daß sie nur mit besonderer Vorsicht und bei Einräumung liberalster Lieferungsfristen an neue Aufträge herangehen können?

Roh Eisen wird in der nächsten Zeit noch knapper werden und alle Augen richten sich auf die Vereinigten Staaten. Die Frage ist nicht nur, ob ihre Roh-Eisenproduktion dem europäischen Festland zu Hilfe kommen wird, sondern, wenn es geschieht, ob sie uns nützlich sein oder den europäischen Markt zu unerschöpfen und die Preise zu diktierten versuchen wird. Unter solchen Verhältnissen sieht jedes Quantum, das dem Markt entzogen wird, vermist und Oberbeschleien sieht mit banger Sorge dem Bau der geplanten Stahlfassongießerei durch die Donnersmarchhütte entgegen, denn sie wird voraussichtlich nicht weniger als vierzigtausend Tonnen Roheisen jährlich in Anspruch nehmen. Freilich müssen, bevor an die Erweiterung der Anlagen gedacht werden kann, die inneren Verhältnisse der Hütte geregelt sein und vorläufig schwebt der Prozeß über die Gründerechte noch. Ungünstig dürfte der Verkauf der hernadthaler Beteiligungen ausfallen, und wenn auch in Erwartung der kommenden Dinge in den letzten Jahren schon erhebliche Abschreibungen vorgenommen wurden, so würden die einst so hoch bewertheten Aktien der Donnersmarchhütte darunter doch leiden.

Jede Beteiligung ist eben eine zweischneidige Waffe, die sich leicht gegen den Träger selbst kehrt. Am Schlimmsten sind dann solche Unternehmen daran, die keine eigenen Geschäfte betreiben, sondern sich auf die Finanzierung anderer Gesellschaften beschränken. Müssen sie auf schwebende Transaktionen größere Abschreibungen vornehmen, so steht ihnen gewöhnlich ein Rückgriff auf feste Fonds nicht zu Gebot. So ist es gekommen, daß die Bank für Bergbau und Industrie in Düsseldorf, die ihre Gründung dem Geschäftsbedarf einer ähnlichen Alimentationsgesellschaft verdankt, schon nach zweijährigem Bestehen trotz einem Aktien-

Kapital von fünfzehn Millionen Mark, worauf beinahe zehn Millionen voll eingezahlt sind, in diesem Jahre auf jede Dividendenleistung verzichten muß. Die Hoffnung auf fette Konjunktalgewinne, wenn Alles gut geht, verführt zu Verschüssen und Darlehen aller Art, umfangreiche Risiken werden ohne große Bedenken übernommen, in den Prospekten werden die Zukunftsaussichten aufs Schönste ausgemalt und man fürchtet höchstens, als daß eine rivalisirende Bank das Kindesalter des oder der bevormundeten Unternehmen ausbeuten könnte, um sich an den Früchten der eifrigen Treibhauspflege zu theilhaben. So kommt man zu gewagten Geschäften; und fährt dann plötzlich ein Blix in das künstlich zusammengefügte Gebäude solcher Konjunktial- und Finanzirung-Banken, so ist es um alle Hoffnungen geschehen. Niemand fragt heute nach den Aktien der Bank für Bergbau- und Industrie, — trotz dem berühmten Aufschwung der Montanindustrie.

Wenn irgend eine Fabrik von Dachziegelwerk einige benachbarte Ziegeleien, deren Konkurrenz ihr un bequem ist, aufkauft und sich, um ihre Bewegungsfreiheit besser zu wahren, den Neuerwerb nicht inkorporirt, sondern eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung daraus macht, in die sie nur einige hunderttausend Mark einschließt, so ist Das zwar nicht ganz einwandfrei, denn es führt leicht zu Verschleierungen, da die Verwaltung der Hauptgesellschaft nicht genöthigt ist, in ihrem Geschäftsbericht Auskunft über den neuen Betrieb zu geben; der Kreis Derer, die durch ein Fiasko geschädigt werden können, ist aber beschränkt. Erster liegt der Fall, wenn die Hochfinanz ihre Kapitalmacht benutzt, um antioekonomischen Interessen zu dienen. Kommerzrath Klönne sagt sich vom Schaaffhausenschen Bankverein los und fährt sein Fährlein in das Lager der Deutschen Bank, um dort einen Aufsichtsrathsposten zu erhalten. Und dem Ehrgeiz der größten deutschen Privatbank genügt es nicht mehr, in dem Schlesi schen Bankverein und der Bergisch-Märkischen Bank Verbündete zu besitzen, die ihr die Herrschaft über den ober-schlesi schen und rheinischen Montanbezirk sichern, sie begnügt sich nicht mit den Kontokorrentgeschäften, durch die sie die Hauptindustrie-Unternehmen Deutschlands unter ihr Szepter beugt, — und deshalb kommt sie dem Liebeswerben des einflußreichen Mannes gern entgegen.

Der Partikularismus trägt das Seinige dazu bei, um die Konkurrenz der Banken zu verschärfen. Die Schuckertsche Elektrizitätsgesellschaft hat den Schaaffhausenschen Bankverein, der ihre Kindheit und ihre manchen schändlichen Versuchungen ausgefakte Jugend sorglich behütet und ihr vor Allem den norddeutschen Markt eröffnet hat, treulos verlassen, als sie sich stark genug glaubte, der außerbayerischen Hilfe entzathen zu können. Die blau-weißen Gefühle hatten sich mächtig geregt, als vor Jahresfrist die Interessengemeinschaft mit der Voewe-Gesellschaft in Frage stand, und waren wirklich stark genug, die nürnbergische Allmacht, als die sich Schuckert präsentiert, zum Kontraktbruch zu nöthigen. Das mußte belohnt werden; und so nimmt sich jetzt die Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank der landsmännischen Gesellschaft an, — etwas spät zwar, aber immerhin wohl nicht zu spät. Daß die alte Verbindung zwischen Schuckert und den norddeutschen Elektrizitätswerken dadurch völlig gelöst werden sollte, ist übrigens nicht wahrscheinlich und in Wien vereinigt sich Schuckert mit Siemens & Halske zum Bau der elektrischen Centralanlage, obgleich da wenig zu verdienen ist. Höchstens kann es sich darum handeln, erst einmal Fuß zu fassen und dann weiteres Terrain in Oesterreich zu erobern. Wenn

große Unternehmen umsonst arbeiten, um sich künftige Gewinne zu sichern, so mag Das hingehen; kleinere Gesellschaften ruiniren sich natürlich auf diese Weise im Handumdrehen. Dem lieben Publikum aber gehen natürlich erst die Augen auf, wenn Gericht und Konkursverwalter einschreiten. Bei dem Fallissement eines westdeutschen Elektrizitätswerkes stellte sich kürzlich heraus, daß es elektrische Kraft weit unterm Selbstkostenpreis abgegeben hatte. Es ist eben trotz aller Blüthe der Industrie nicht leicht, ins Geschäft zu kommen. Die Anlage von Straßenbahnen ist bei Elektrizitätsgesellschaften beliebt, weil sie populär machen; dafür erfordern sie aber auch schwere Opfer. Charakteristisch ist ein Betriebs- und Pachtvertrag eines der ersten deutschen Elektrizitätsunternehmen mit der Straßenbahngesellschaft einer westdeutschen Stadt. Sie verpflichtete sich zum Betriebe sämtlicher Anlagen, die auf Grund eines Aktienkapitals von fünf Millionen Mark errichtet sind oder noch errichtet werden, gegen eine Jahrespacht von dreihunderttausend Mark und übernahm außer den Betriebskosten folgende Lasten: eine Rücklage im Betrage von jährlich 1657 Mark auf je hunderttausend Mark Anlagekapital zur Tilgung des Aktienkapitals im Falle der Liquidation und ferner eine Rücklage für den Erneuerungsfonds von jährlich 1600 Mark auf je hunderttausend Mark; alle festen Abgaben und sämtliche Steuern; die bei Vertheilung einer sechsprozentigen Dividende den Gemeinden zustehenden Gewinnanteile; die Generalunkosten der Gesellschaft bis zu jährlich fünfzehntausend Mark; die gesammte Instandhaltung der Anlagen einschließlich laufender Reparaturen. Nach Bestreitung aller dieser Ausgaben hat die Elektrizitätsgesellschaft der Straßenbahngesellschaft noch sechs Prozent Dividende auf das gesammte Aktienkapital zu vergüten, fünfundzwanzig Prozent zur Deckung für mögliche Verluste zurückzulegen und vom Rest der Ueberschüsse zwei Drittel der Aktiengesellschaft zu überweisen: erst das letzte Drittel kommt der Elektrizitätsgesellschaft zu! Wenn nicht bei allen Monopolbetrieben, zu denen die Straßenbahnen doch gehören, schließlich immer das fahrende Publikum die Zechen zu bezahlen hätte, wäre es doch vollkommen unmöglich, solche Bedingungen einzugehen.

Am Besten thut Einer, der auf eigene Arbeit seines Kapitals verzichtet und die Ausnützung Anderen überläßt, die ihm den gewünschtesten Gewinn garantiren. Vorläufig ist es weiter möglich, den Zins hoch zu bemessen, denn der Wettbewerb um flüssige Mittel ist immer noch im Steigen, obgleich der Geldmarkt allmählich seine äußerste Spannung verliert. Diese relative Besserung darf aber doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Geldverhältnisse erheblich schwieriger sind als in der selben Zeit früherer Jahre und daß die Lage erst dann wieder normal sein wird, wenn die Buller, Methuen, French — und wie die anderen Bier- und zwanzigstundensieger Altenglands heißen mögen — keine Fiobsposten mehr nach London senden werden. Uebrigens sollte das Mißgeschick der Engländer in Südafrika unsere Flottenkorybanten nicht nur dazu anstacheln, auf deutsche Weltmachtpläne zu sinnen, sondern auch an die Worte erinnern, die John Ruskin einst seinem Vaterlande vergeblich zurief: „Kein vom Winde berührtes Schiff, dem kleinen Reste des singenden Daktyon nah, zittert mehr als wir, wiewohl wir eiserne Rester mit undurchdringlichen Wänden auf dem Meere gebaut haben. Haben wir Frieden erlangt? Trachten wir überhaupt danach?“



## Kaisertoaste.

**S**elbstbewußtsein und Jetztzeit, Kieisfahrt und Kaisertoast: an diese grammatisch zwar ansehbaren, aber vom erhabenen Geist der Moderne geweihten Wortbildungen muß der deutsche Patriot sich nachgerade gewöhnen. An den Kaisertoast hat er sich sogar schon gewöhnt. Denn beinahe täglich erhebt sich im deutschen Land irgendwo ein Berufener oder Auserwählter von seinem Sitz, klopft an das vorher sorglich zurechtgerückte Glas und kündigt in idnender Rede, was er von Amtes oder Berufes wegen auf dem Herzen hat. Das steht am nächsten Morgen oder Abend unter der Rubrik „Kaisertoast“ dann in den Zeitungen. Diese Rubrik ist nach dem Geburtstag des Kaisers natürlich immer besonders lang. So war es auch diesmal; und ein paar wenigstens von den bei diesem Anlaß gesprochenen Sätzen sollten über den Tag hinaus dem Gedächtniß bewahrt bleiben. Fürst Philipp zu Eulenburg sagte in Wien: „Freudig können die Deutschen der Zukunft entgegensehen, erfüllt von Vertrauen auf den Kaiser und die göttliche Vorsehung.“ Die göttliche Vorsehung wird nicht zürnen, weil sie erst nach dem Kaiser genannt wird; schon längst unterscheidet der Sprachgebrauch ja zwischen dem höchsten Herrn und den Allerhöchsten Herrschaften. Professor Waldener sprach in der berliner Akademie der Wissenschaften: „Der Kaiser versteht seine Zeit und weiß, was das Jahrhundert erheischt.“ Gemeint ist das zwanzigste Jahrhundert, das nach dem Bundesrathsbeschlusse für das Deutsche Reich ein Bischofen früher angebrochen ist als für die übrige Welt. Der Oberbürgermeister Kirchner erinnerte im Rathhaus die Führer an den Schmerz, den die Kaiserin durch den Tod ihrer Mutter erlitten haben müsse, und sagte hinzu: „Erst hat uns dieser Trauerfall daran gemahnt, daß Sorge und Kummer auch vor Fürstenpalästen nicht Halt machen, daß auch auf Fürstenthronen der Mensch dem menschlichen Schicksal unterliegt.“ Da seit den Tagen der Herodes und Alexander schon mancher Monarch gestorben ist, wird diese Entdeckung nicht auf alle Anwesenden den Reiz der Neuheit geübt haben. Professor Riedler, der Rektor der Technischen Hochschule in Charlottenburg, sprach also: „Unter des Kaisers Führung hat Deutschland sich wundergleich entwickelt. Unter des Kaisers unvergleichlicher Führung erhoffen wir eine weitere zukunftsreudige Entwidellung.“ Den ersten Blick befremdet das Wort „unvergleichlich“; man sollte meinen, vergleichen ließe selbst das Herrlichste sich minder Beträchtlichem. Doch auf noch größeres Staunen müssen wir uns gefaßt machen. Denn Graf Ballestrem, der Präsident des Deutschen Reichstages, sagte, wahrscheinlich in Erinnerung an Friedrich Wilhelm den Zweiten, den Dritten und Vierten: „Die Hohenzollernfürsten waren immer Männer, die ihre Zeit richtig verstanden haben; sie waren immer allen übrigen Fürsten ihrer Zeit voraus, indem sie die Zeit richtig verstanden. Das hat auch unser Kaiser gethan; er hat seine Zeit verstanden; er hat gesagt: Ich lebe in der Zeit der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit und ich will auch kein sogenannter konstitutioneller Monarch sein, der da herrscht und nicht regirt. Ich glaube, Das würde unserem herrlichen Kaiser nicht zusagen, wenn man ihm diese Rolle zuschielte. Wir müssen der Vorsehung danken, daß sie uns in diesen Zeiten einen solchen Kaiser gegeben hat.“ Das wird jeder Einzelne mit seinem Gewissen abzumachen haben. Dem Reichstagspräsidenten aber wird man nicht nur danken, sondern auch wünschen müssen, daß ihm aus seiner unmotivirten und verbläffenden Behauptung, der Kaiser wolle kein konstitutioneller Monarch sein, nicht sehr ernste Unannehmlichkeiten erwachsen mögen.